

Nummer 34 24. August 1944
Copr. 1944 Deutscher Verlag

Berliner

53. Jahrgang Preis 20 Pfennig

Finnland 4.50 mk., Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen,
Schweden 50 Öre, Ungarn 46 Filler, Rumänien 20 Lei,
Serbien 5 Dinar *

Illustrierte Zeitung



Ostpreußens Jugend

Mit geschultertem Spaten und nur von dem einen Gedanken beseelt, die Heimat zu schützen

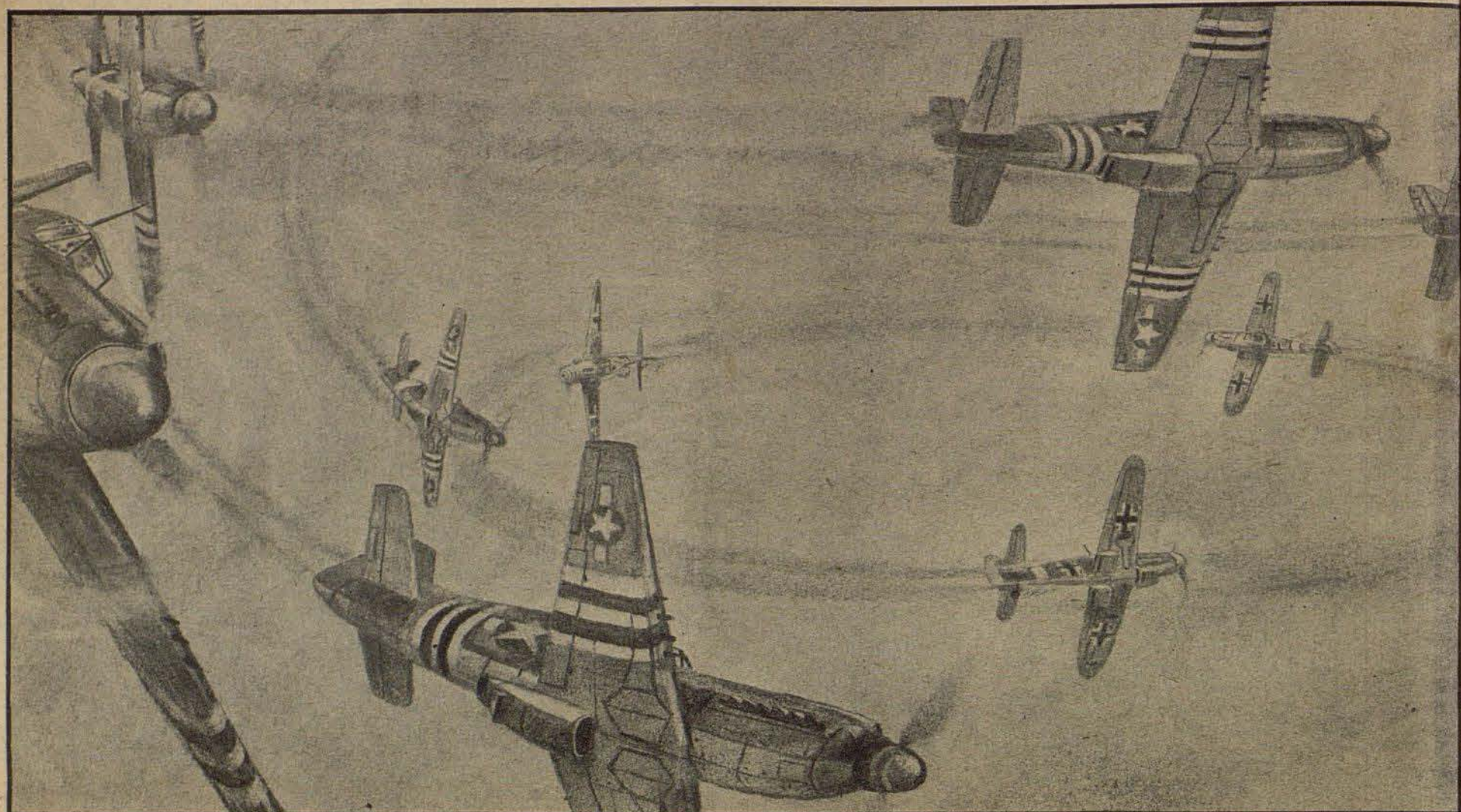
marschieren in einer Volkserhebung ohnegleichen, in einem hinreißenden Aufbruch auch die Jungen, Zug um Zug, Kolonne um Kolonne, über die Grenze nach Osten. Mit fanatischer Entschlossenheit und in einer einzigartigen improvisierten Kraftanstrengung, für die unsere Geschichte kaum ein Beispiel kennt, hat die ostpreußische Bevölkerung mit restloser Hingabe Tag um Tag, Woche um Woche, in die Tiefe gestaffelt, mit Ablösung und Schichtwechsel eine gewaltige Erdbewegung vollbracht. Ein Gemeinschaftswille, der für alle Deutschen ein leuchtendes Beispiel darstellt.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Engel (Wb.)

Der Trick der Drei

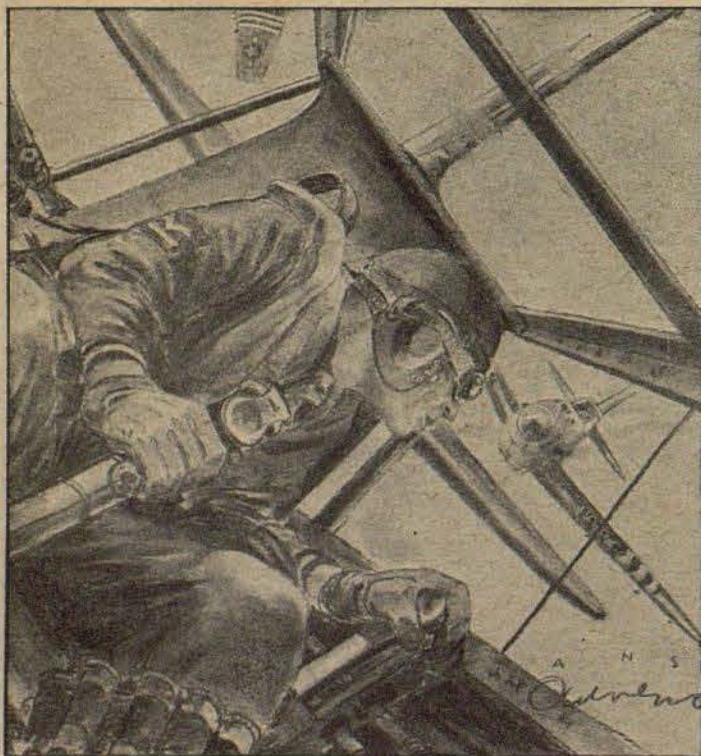
EINE KETTE

Der junge Leutnant
kam heimgekehrt,
erzählt die folgenden spannenden Ein-
zelheiten aus einer



Wie von Hornissen umschwärmt.

„Eigentlich war es nur das Nachspiel eines großen Luftkampfes, aber es hat uns doch mächtig in Atem gehalten. Ich war mit meiner Kette von unserem Kampf abgekommen und wurde plötzlich von zahlenmäßig weit überlegenen nordamerikanischen „Mustangs“ angegriffen. Wir drei formierten uns sofort zu einem Kreis, weil so am besten eine Maschine die andere decken kann. Nun flogen die Amerikaner in einem größeren Kreis um uns herum. Das konnte natürlich nicht ewig so weitergehen — und ein Amerikaner scherte aus seinem „Karussell“ aus und klemmte sich hinter meine Maschine in unseren Kreis. Er hatte es also auf mich abgesehen und versuchte hartnäckig mich erst auszukurven und dann abzuschießen. Er schien ein „Experte“ zu sein, denn seine Maschine unterschied sich von den anderen durch eine feuerrot angestrichene „Schnauze“ ...“



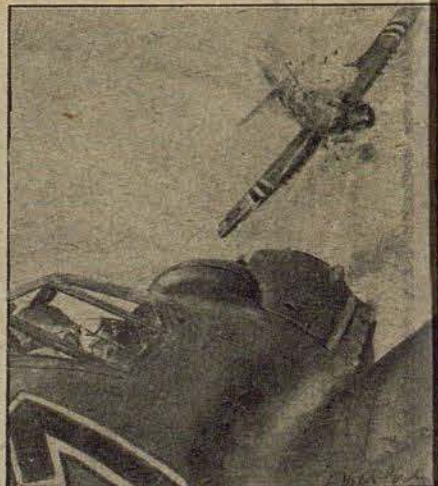
Der Blick in die Rohre ...

... Der Amerikaner hing nun dauernd hinter mir und versuchte, in Schußposition zu kommen. Es schien ihm schwerzufallen; denn wenn ich mich umsah, blickte ich immer noch in seine Rohre — und solange ich das kann, ist er mir nicht gefährlich, weil er einen gewissen Vorhalt braucht, um mich zu treffen. Seine Garbe geht sonst hinter mir vorbei ...“



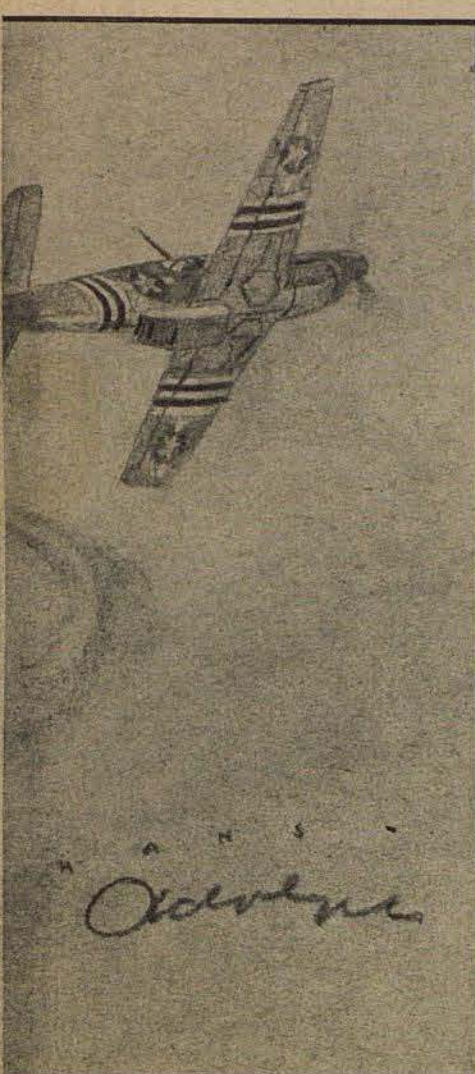
... und auf den Bauch.

„Wenn ich seinen Bauch sehen kann, wird die Lage gefährlich und ich muß versuchen, eine Abwehrbewegung zu machen. Jetzt — doch nein, er schafft es nicht. Er versucht es wieder und wieder: dann schert er plötzlich aus unserem Kreise aus ...“



Jetzt anders herum!

„Ich war enttäuscht von dem Kerl, glaubte, er sei einer, der aufs Ganze geht ... Doch da ist er schon wieder! Diesmal versucht er es von vorn, fliegt unserem Kreis entgegenge-
setzt ... Zweimal sind wir uns jetzt schon in rasender Geschwindigkeit begegnet und schießen beide wie wild. Langsam fange ich an zu schwitzen; denn noch immer umkurvt uns das „Parkett“ der anderen Mustangs. Endlich: Bei der dritten Begegnung kurve ich enger, komme früher als der andere zum Schuß — und treffe ihn tödlich! Das Duell ist zu Ende ...“



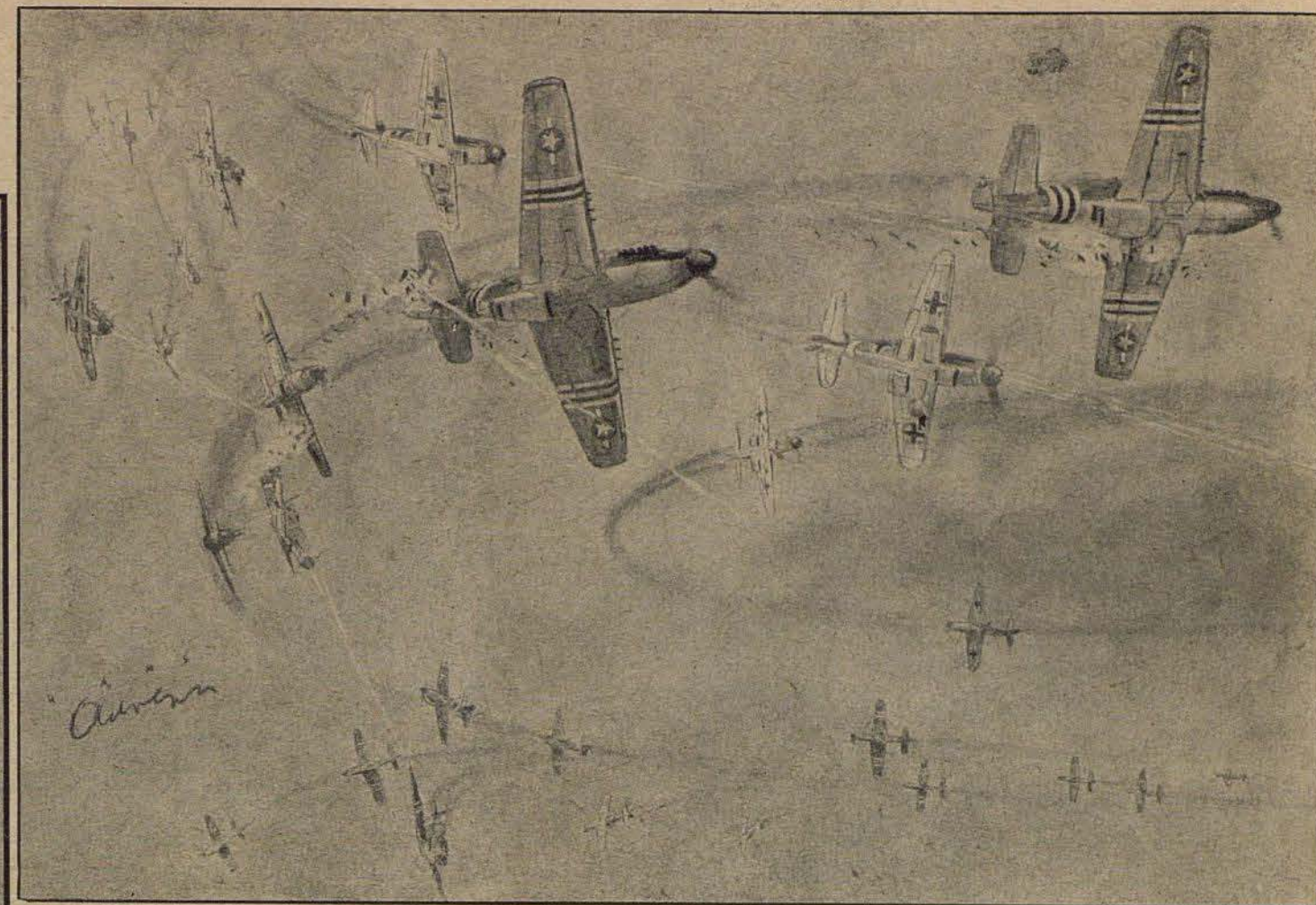
Langrohr gegen Schiffsgeschütz.

In sternloser Nacht sind schwere britische Schiffseinheiten vor der Kanalküste erschienen. Die Langrohrgeschütze der deutschen Küstenbatterien eröffnen das Feuer. Stundenlang zeichnen die Abschüsse ihre riesigen „Flammenquasten“ in die Nachtschwärze — bis die Briten abdrehen und das Höllenkonzert verstummt.

PK-Aufnahme
Kriegsbericht Schwarz-Andro (PBZ.)

Duell in der Nacht

Berliner Illustrierte Zeitung



Die Kameraden kommen!

„Plötzlich, mitten aus der Sonne heraus, sind sie da. Mein Herz jubelt. Die deutschen Maschinen stürzen sich in das Rondell der kreisenden Amerikaner, sprengen es auf, erzielen Abschluß um Abschluß — wir sind befreit! ...“

Zeichnungen für die „Berliner Illustrierte Zeitung“ von PK-Zeichner Hans Adolph



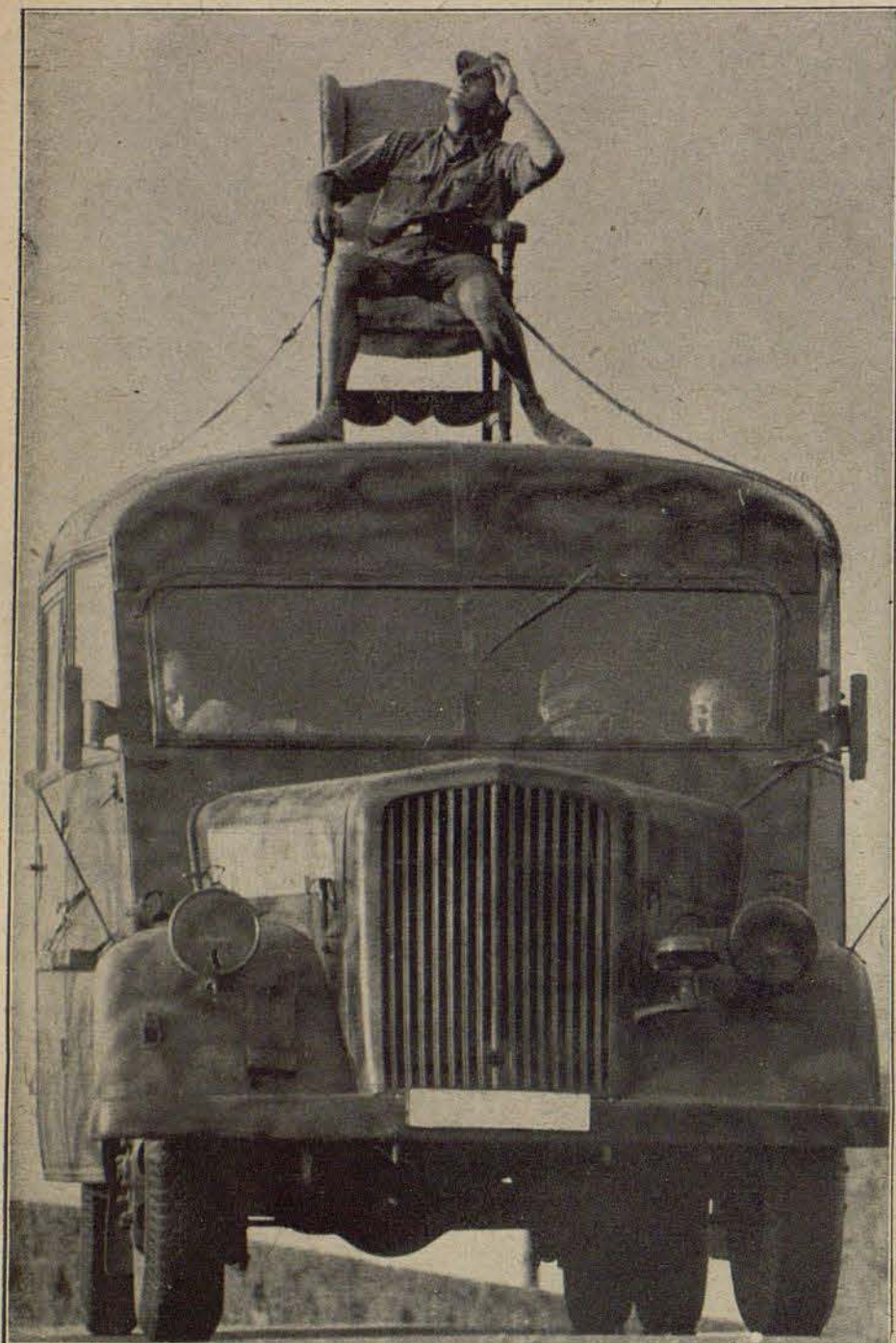
Grenadiere des Heeres und der Waffen-SS sind in eine lettische Stadt eingedrungen und kämpfen Haus um Haus, Straße um Straße von den Sowjets frei, die hartnäckigen Widerstand leisten. Abgeschossene und zertrümmerte Sowjetpanzer sperren die von Trümmern übersäten Straßen. In ihrem Schutz und hinter Mauervorsprüngen warten die Grenadiere eine Feuerpause der feindlichen Artillerie ab, um weiter vorzuspringen.

PK-Aufnahme: SS-Kriegsbericht Rühmünd

Feuerpause im Straßenkampf

Was ist Lukki-Lukki?

Ein neues Wort der Frontsprache



Das ist Lukki-Lukki:

Zugleich ein Zustand, eine Tätigkeit und eine Person. Wenn nämlich an einem sonnenhellen Tage auf einer baumlosen, frontnahen Straße mit überraschend auftauchenden feindlichen Flugzeugen gerechnet werden muß — dann empfinden die Insassen des gedeckten Wagens das verständliche Bedürfnis, einen Fliegerbeobachter „abzuzweigen“. Einer von ihnen klettert dann auf das Dach des Gefährtes, macht es sich so bequem wie möglich und hält „Auslug“. Daher, wahrscheinlich, das Frontwort: Lukki-Lukki.



Lukki-Lukki: Kleine Form.

Hier haben sich zwei Lukki-Lukkis die Kotflügel eines PKW. zum „Standort“ gewählt. Die doppelte Besetzung hat sich nicht nur darum bewährt, weil vier Augen besser sehen als zwei, vielmehr auch deswegen, weil man sich durch „Hakeln“ vor dem Abkippen schützen kann.



Ein naives Briten-Instrument.

Zuerst wußten unsere Soldaten nicht, was es mit dieser riesigen, in verlassenen britischen Kampfständen vorgefundenen Holzklapper für eine Bewandnis habe. Durch englische Gefangene erfuhr sie dann, diese Nachbildung eines Kinderspielzeugs sei dazu da, den Deutschen britisches Maschinengewehrfeuer vorzutäuschen. Welch seltsame Auffassung vom Gehör und der Kriegserfahrung des deutschen Soldaten!



Kennzeichen: Strohvisch.

Sobald der Lukki-Lukki feindliche Flugzeuge sieht, späht er nach einem Strohvisch aus, denn der heißt: ein Deckungsloch in nächster Nähe. Für den Landser weithin erkennbar, bleibt er dem feindlichen Flieger von oben her unsichtbar.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichterstatter Penser (3) (H. H.), 44-Kriegsberichterstatter Raske

Das Vermächtnis

DES ANDREAS HOOGE

ROMAN EINER EHE von WALTHER VON HOLLANDER

Copr. 1944 Deutscher Verlag, Berlin

Inhalt des Romans bis zum heutigen Abschluß:

Auf seiner Fahrt nach dem Gute Langenhahn hat Dietrich Hooqe, Oberleutnant und Regimentsadjutant, das von seinem Vater, dem Professor Andreas Hooqe in Berlin, hinterlassene Tagebuch gelesen. Diese Aufzeichnungen sind ein Vermächtnis. Andreas Hooqe erzählt darin die Geschichte seiner Ehe. 1911 hat er, Dozent in Heidelberg, Edith von Freydingen geheiratet, die Tochter eines Generals, des Besitzers von Prütz und Langenhahn im Mecklenburgischen. Edith, schön, reizvoll auch dann, wenn sie kühl zu sein schien, war niemals frei von der Empfindung, daß sie bald sterben werde. Sie hat Hooqe gewählt und nicht ihren Jugendfreund Oskar von Katenhahn, weil sie nicht das Gleiche suchte, sondern das Ergänzende. Dissonanzen, unter denen Hooqe einmal litt, sind völlig verschwunden, seit Edith ein Kind erwartet. Es wird geboren, und ist ein Junge, der nach dem Wunsch Ediths Dietrich genannt wird, zur Erinnerung an Dietrich von Bern. „Die Natur hat gesiegt“, ist für Hooqe Gewißheit. „Sie hat sich in der göttlich Leichten ebenso mächtig erwiesen wie in den anderen Frauen, in denen von vornherein sich die Bestimmung der Natur deutlicher offenbart.“

Doktor von Stoch, ein befahrener Landarzt, Sonderling und Choleriker, ist mit dem Zustand der Wöchnerin durchaus zufrieden. Andreas Hooqe — im zweiten Jahr des ersten Weltkriegs verwundet aus Frankreich zurückgekehrt — bekennt sich zu tiefstem Glück. Plötzlich aber wird Edith durch einen Tod, der ein Zufall in ärztlichem Sinne ist, ihm entzogen. Der Schmerz Andreas Hooqes ist grenzenlos. In der Nacht nach dem Begräbnis besucht er noch einmal den Friedhof. Am Eingang steht er Katenhahn, der an ihm vorübergeht, ohne ihn zu bemerken. Das Tagebuch klingt in Betrachtungen über das Kommende aus.

Ich versuche noch einmal die Schuld zu fühlen, die ich auf mich geladen habe, weil ich Edith nicht immer laienug Liebe gab. Aber ich spüre, sie ist teils bezahlt und abgetragen durch das Leiden an diesem Tod, teils kann sie nie abgetragen werden, und es hat darum auch keinen Sinn, sie zu wägen und weiter darüber zu grübeln.

Ich muß mich davon befreien, ich muß es allein tun. Denn niemand kann sie begreifen, und niemand kann mich verdammen oder freisprechen.

Das Haus Langenhahn wird nun leerstehen, bis Dieter eines Tages hineinziehen wird, ich selbst werde es nicht wiedersehen. Ich werde auch Heidelberg nicht wiedersehen. Ich habe einen Ruf nach Berlin angenommen und so den Ehrgeiz meiner Mutter erfüllt und wenigstens einem Menschen die Ueberzeugung beigebracht, daß mein Leben nun seinem natürlichen Höhepunkt entgegengeht.

Mitten in diesen für mich so schweren Tagen habe ich eine Abhandlung begonnen: „Von den wenigen Dingen, die zum Glück der Menschheit nötig sind.“ Das ist ein langatmiger Titel. Aber ich kann ihn nicht kürzer fassen. Was ich da betriebe, ist nichts weniger als die Erörterung einer neuen Volkswirtschaft, gegründet auf die Bedürfnisse des Menschen. Ich werde Beweis führen, daß die ökonomischen Wirrnisse aus mangelndem Denken der Menschen hervorgehen und durch die kindische Anschauung sanktioniert werden, daß das Gegebene, zufällig Gegenwärtige, natürlich und ewig und unveränderlich sei. Ich werde beweisen, daß den Menschen, wenn nicht ein unveränderbares Glück, so doch jede Möglichkeit zum Glück von Gott zugesprochen ist. Durch falsches, in festgenieteten Gleisen fahrendes Denken kommt das meiste Unglück über die Menschen. Das ist sicher. Aber dann muß es auch möglich sein, durch freies, unvoreingenommenes und tapferes Denken einen großen Teil des Unglücks aus dieser Welt zu schaffen. Man darf sich auf keinen Fall an das anklammern, was früher war.

Wir sind, so scheint mir, auf einer vollständig anderen Ebene angelangt als die Jahrtausende vorher. Wir sind nicht mehr allein auf die Oberfläche der Erde angewiesen, nicht mehr begrenzt durch die Aufnahmefähigkeit des Landes selbst, sondern wir haben in den Städten, in den Fabriken, gewissermaßen Vielfachstockwerke dieser Erdoberfläche errichtet und können darum endlich viel mehr Menschen würdig unterbringen als bisher. Ganz abgesehen davon, daß es auch noch eine „Aufstockung“ des flachen Landes gibt, die durch die neuen biologischen Entdeckungen kommen wird, dadurch, daß die ganze Erde, intensiver und klüger bewirtschaftet, immer mehr hervorbringt. Freilich bedarf es hierbei auch des Nachweises, daß der Mensch durch sein ängstliches Raffen mindestens so viel Malheur über sich selbst

bringt wie über die anderen Menschen, denen er etwas entraf.

Ich weiß wohl, daß ich all diese Gedanken, die seit Jahren in mir sich geregt haben, nur deshalb ordnen kann, weil ich das ganz persönliche Erlebnis mit Edith gehabt habe. Günstig haben wir unter uns über derlei gesprochen. Einmal hat sie hier in Langenhahn zu mir gesagt: „Es wird auch nach uns alles bleiben, wie es ist. Die Bäume werden grünen und das Laub abwerfen, das Wild wird seine Nahrung finden oder in strengen Wintern verhungern. Die Acker werden tragen, und das Vieh wird geboren werden. Und dann wird es in die Pfannen, Kochtöpfe und Pöfelfässer wandern.“ „Das ist schon wahr“, versuchte ich ihr zu erklären. „Aber zwei Drittel der Menschen lebt nicht von den Bäumen, den Feldern und dem Vieh, sie leben davon, daß die Maschinen laufen, und daß es Menschen gibt, die kaufen können, was die Maschinen Tag für Tag produzieren.“ Gewiß steht, wie in allen Gedanken eines natürlichen Menschen, Tieferes auch in Ediths Gedanken. Und indes ich unsere Dialoge nachschreiben werde, mit allen ihren Widersprüchen, wird ihre kühne Stimme in mir nachklingen. Ich werde sie vor mir sehen, wie wir am Kamin saßen. Noch schwelt die Glut, und ein rötlicher Glanz hängt in ihrem Haar.

Mein künftiges Leben wird arbeitsam werden. Die Erfolge werden nicht ausbleiben. Außerlich lege ich die Trauer ab, in dem Augenblick, in dem ich — jetzt gleich — das Buch zuunterst in die Büchertiste tun und selbst die Riste vernageln werde. Außerlich werde ich nicht mehr trauern. Ich werde mit meinem Jungen nach Berlin gehen und dort so leben, wie man es von mir erwartet.

*

Immer wieder besinne ich mich nun, da ich selbst einen Sohn habe, auf meinen Vater. Jahre hindurch war mir, ich fühle es jetzt, sein Wesen nicht mehr gegenwärtig, das Heitere, Spielerische, Schauspielerische, das um ihn war. Ich denke nach und spüre, wie bedeutend er als Künstler gewirkt haben muß. Eine Aura des Erfolges muß ihn umgeben haben, die alle Menschen in den Wirbel seines Lebens hineinriß, die ihm begegneten. Alle, außer meiner Mutter, die stets auf dem Standpunkt gestanden hat, aus Liebe müsse sie ihm widerstehen, müsse sie streng gegen ihn sein, unnachlässig gegen seine Fehler, seinen Leichtsin, seine naive Art, sich an jedem Menschen zu entflammen und ihn für her-

vorragend, köstlich und verlässlich zu halten. Dabei hat sie nie gemerkt, daß er selbst von professionellen Reitlegern nicht heringelegt wurde, weil seine Naivität diese Räuber entwarf, und daß er mit seinem Glauben an jeden Menschen in vielen das schwache Flämmchen des Guten zum Aufblühen gebracht hat.

Aus irgendwelcher Kammer der Erinnerung kommen mir, wenn ich die Augen schließe, blühende Blumen, blaue Enziane. Ja ... jetzt weiß ich, mit fünfzehn Jahren war ich mit ihm im Engadin. Es war ein heißer Sommertag. Es war der letzte Sommer meines Vaters. Er war wohl todkrank, aber immer heiter und feurig, voller Pläne und voller Musik. Wir lagen auf einer Enzianwiese. Er lag auf dem Rücken und dirigierte die Pastoralen von Beethoven. Er pfiff aus vielen Flöten und Klarinetten. Er sagte: „Du bist stotummusikalisch. Aber die himmlische Gewalt der landlichen Musik spürst du trotzdem.“

Warum nur habe ich weder seine Heiterkeit noch seine Naivität noch seine geniale Leichtigkeit geerbt? Warum war mir das alles so fremd, daß ich es fast vergessen hatte? Es ist mir manchmal so, als stiehe er drüben in einem Himmel, wie ihn sich die primitiven Menschen malen, und winke mir und empfehle mir lachend, mich gleich ihm aus dem Staube dieser Welt zu machen und die himmlische Heiterkeit zu erwerben, durch die das Erdenleben wie durch eine Zauberbrille angeschaut wird.

*

Ich habe meinen Sohn Dietrich zuerst gehaßt. Jetzt liebe ich ihn und werde versuchen, nichts an ihm zu veräulen. Ich weiß natürlich, daß ein Vater seinen Sohn nicht ganz nach seinem Willen zu formen vermag, aber was ich kann, will ich ihm geben, und vor allem will ich das in ihm wach erhalten, was er sicher von seiner Mutter ererbt hat: das Edle in Form und Haltung, das Unbeirrte und das Selbstverständliche. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es in ihm so vollendet zum Ausdruck kommen wird, wie es in seiner Mutter da war. Aber ein wenig von ihrem Glanze wird sicher auch in ihm leuchten.

Es ist mir gar nicht so wichtig, daß er meinen Namen fortsetzen wird. Das hatte einen Sinn bei den Vorfahren Ediths, die etwas zu überliefern hatten. Sonderbar, auf Prütz und Langenhahn gab es neben der Herrenfamilie Inspektor-Dynastien, Vorarbeiter-Familien, ja, sogar eine Kuhmutter-Familie Bloi. Es gehörten Herrenhäuser zu diesen Gütern, in denen jahrhundertlang Herren ihr Leben nach eigenen Gesetzen und Verantwortungen geführt haben. Mit den Parks, deren Bäume ein oder zwei Jahrhunderte lang den Freuden und Leiden der Familie zuschauten, mit den Stühlen, Sesseln, Betten und Bänken, die die Masse der Geschlechter anzeigen, in die jede Generation von selbst hineinwuchs.

Aber mein Sohn wird ein Besitzer von anderer Art sein, ein Gast gewissermaßen.

Welche der Anlagen, die er ererbt, wird für ihn entscheidend sein? Wird etwa die Musikalität meines Vaters schöpferisch in ihm wieder aufleben? So frage ich mich, und dabei prüfe ich nach, ob ich von vornherein den väterlichen Stolz auf ihn empfinde, der jedem Manne im Blut steckt. Auch das ist es nicht. Dietrich von Bern muß erst seine Abenteuer bestanden, seine Schmerzen erlitten, seine Niederlagen ertragen und seine Siege vertragen haben, damit ich auf ihn stolz bin.

*

Ich habe das Fenster geöffnet. Vom Belten, dem munter plätschernden Bach, steigt der Nebel auf. Ich denke an manchen Abend, wie er das Haus Langenhahn erreichte, die erste Heimat, die ich fand, wie er an die Kellerfenster brandete, langsam die Terrasse überflutete und in Höhe meines Fensters stand. Und dann sehe ich Edith an diesem Fenster stehen, in meinem Zimmer, und wie sie sich seufzend auf meinen Sessel setzt. Gewiß wird sie auch als Abgeschiedene ihre Gedanken schützend zwischen uns, Dieter und mich, und das Schicksal stellen. Aber ich ... ich kann ihr nur durch obenbürtig werden, daß ich ihren Schutz nicht mehr verlange.

Heute ist der Nebel wüzig. Er riecht nach der Sonne, die bald kommen wird. Er riecht nach Obst, das gestern in großen Körben von der Apfelchauffee kam, auf der wir genau vor einem Jahr noch gefahren sind.

Die Sonne wird sich durchkämpfen. Sie wird sich in dem bunten Laub vervielfältigt widerpiegeln. In der Nacht werden die Hirsche schreien, die Sterne werden blinken, Langenhahns Sterne und die Sterne von Prütz. Edith sieht sie nicht mehr, und so will ich sie auch nicht mehr sehen und gehe wieder in die Fremde, sehr viel ärmer, als ich je war, und doch reicher, als die meisten Menschen gewesen sind. Nur, meine ich, macht Reichtum, den man verloren, unglücklicher als Armut, die man immer hatte.

Nein ... nein. Das ist ein armseliger Satz. Reichtum, den man hatte, Liebe, die man genoß, Wärme, die auf uns herniederschien, sie alle sollen ewig sein und sind auch ewig, solange das Herz nicht vergeßlich ist. Ich will also mein Herz dazu erziehen, daß es nicht vergißt, die Trauer nicht, aber ebenföwenig die unlagbare Freude, die mir Edith geschenkt hat, und durch die hindurch ich vielleicht noch die Welt eines Tages so anblicken kann, daß es mir möglich ist, das mir aufgetragene Werk zu vollenden. Im Namen Ediths.

Demnächst beginnt:

Der hohe Preis

Roman von

KÄTHE LAMBERT

„Das fremde Mädchen Julia“ war das erste Werk dieser süddeutschen Erzählerin, das in der „Berliner Illustrierten Zeitung“ erschien. Seit ihr „Haus des Lebens“ durch die tiefe Menschlichkeit der Gestaltung zu einem großen Erfolg wurde, steht sie in der vorderen Reihe. Glanz und Fülle eignet ihrer Phantasiekraft, die weite Bezirke umspannt. „Der hohe Preis“ ist der Roman eines Groß-Hotels, des jetzigen Besitzers und seiner Familie, und einer dramatischen Wendung des Schicksals, die sie zu bestehen haben.

Ausklang:

Gut Langenhahn 1943

Dietrich Hooge hatte auf dem Umsteigbahnhof, neben Fräulein Brödden sitzend, in einem zugigen Wartesaal zwei Stunden zugebracht. Die Brödden war in der Stadt gewesen und hatte in seinem Auftrag nach Langenhahn telefoniert. „Sie freuen sich alle so“, hatte sie zurückberichtet, und Dietrich hatte genickt. Die Brödden hatte ihn schon betrachtet. Sie hatte ja gesehen, er las in einem Buch, das der Professor hinterlassen hatte. Es war abwechselnd mit Bleistift geschrieben und mit verschiedenen Tinten, und einiges schien verwischt und abgebläht, und es war nicht ganz die Schrift, die sie kannte, sondern eine dünnere, nervösere Schrift.

Die Brödden hatte gelernt, sich unsichtbar zu machen, unhörbar. Sie saß und las in einem Buch. Sie versuchte sich auf das Gelesene zu konzentrieren. Sie las auch weiter, als sie beide in dem kleinen Bummelzug fuhren, und sie las weiter, als Dietrich Hooge das Tagebuch zugeklappt hatte und in den sinkenden Abend hinausstarrte. Sein Gesicht — das stellte sie mit einem vorsichtigen Blick fest — war so ernst und verschlossen wie eh und je. Es leuchtete vom Widerschein des Abendhimmels, in den der Zug hineinfuhr. Es leuchtete aber auch von einem Entschluß, den Dietrich Hooge soeben gefaßt hatte.

Er sah die vertraute Landschaft, die kleine Hügelkette mit den Seen, bis zu denen er mit seiner Frau im ersten Jahr ihrer Ehe oft geritten war. Damals war Marga ein lustiges, lachendes Mädchen, zu Scherzen und Wiken aufgelegt. Mein Gott ... wohin war dieses Lachen geraten? Wohin die Fähigkeit, sich lustig zu machen über alle Menschen und über sich selbst? War er schuld daran? Hatte er sie von sich weggeführt? Ja, sicherlich.

Nein ... er hatte sie nicht geführt. Sie war ja selbst gegangen. Er hatte sie nie beeinflusst. Sie konnte tun, was sie wollte. Genau wie der Vater, dachte er, genau wie er. Nein, doch nicht wie der Vater. Der hatte gegrübelt und versucht und nachgegeben und war wieder starr gewesen, aber er, Dietrich Hooge, war stets derselbe gewesen und gelieben. Er war stolz darauf ... stolz darauf gewesen. Denn jetzt in dieser Abenddämmerung dämmerte es ihm, daß es auch eine Schuld sein kann, sich selbst allzu treu zu sein, eifern derselbe zu bleiben.

Der Vater fühlte, daß er falsch gehandelt hatte. Aber er hatte es nicht ändern können. Der Sohn fühlte es und wollte es ändern. „Es wird dunkel“, sagte er aufstehend, „und wir sind ja auch gleich da.“ Die Brödden nickte. „Freuen Sie sich, daß Sie mal in Ruhe schlafen können?“ fragte Hooge freundlich. Die Brödden antwortete leise: „Jetzt, wenn man zur Ruhe kommt ... jetzt weiß man, daß man nicht alles verloren hat.“

*

Der Zug hielt mit einem Ruck. Gleichzeitig flammten die Lichter der kleinen Station auf, und im Schein der Laternen sah Dietrich Marga stehen. Sie sah sehr jung aus in ihrem weißen Flauschmantel mit dem Trauerflor am Arm, ein rotes Tuch um den Kopf geschlungen, erwartungsvoll lächelnd. Neben ihr stand Jobst, der stille Knabe, die Augen strahlend zum Zug erhoben, und auf ihrem Arme winkte mit beiden Armen Christiane. Dietrich erkannte in diesem Augenblick, daß sie die Augen seines Vaters, ihres Großvaters, hatte, schnelle, blitzende, fängerische und abgründige Augen.

Sie saßen schon im Wagen. Born beim Kutscher die Brödden, hinten Marga und Dietrich. Jobst saß auf seinem Schoß, in bewegungsloser Zärtlichkeit den Kopf gegen seine Brust gedrückt, die Hand vorsichtig in den Trauerflor auf dem Ärmel geschoben. „Ihr seid ganz gleich“, flüsterte er einmal, „Mutter und du“, und tastete mit dem Händchen nach dem Trauerflor auf Margas weißem Flauschmantel. Christiane, die Kleine, schien das als einen Eingriff in ihre Rechte zu betrachten. Denn sie schob die Hand des Bruders vom Ärmel der Mutter weg und steckte nun selbst ihr Händchen in Margas Flor.

Sie fuhren die Apselchauffee hinauf. Die Körbe, die man tagsüber geerntet hatte, waren noch nicht alle fortgefahren. Der Wagen kam gerade, um die letzten abzuholen, und Dietrich erinnerte sich, daß der Vater also auch hier gefahren war, die Äpfel waren reif gewesen. Er war ebenso alt oder ein wenig älter, als Dietrich jetzt war, und er war in schwere Kämpfe und Nöte verstrickt. Vorbei die Kämpfe, unnütz die Nöte, verweht die Schmerzen. Nur der Duft der Äpfel war geblieben, das Schnurren der Räder im Sand, das Knirschen des Geschirrs, das Schnauben der Pferde und der Nebel, der von den kumpfigen Wiesen kam und vom Belten, der geruhig wie immer dem Herrenhaus zuströmte. Verweht, vergessen, und hier fuhren sie beide, und ein Menschenalter weiter war das vielleicht längst verweht, was sie beide jetzt dachten, er, Dietrich, längst tot, und Jobst, der Stille, war Herr auf Langenhahn und Christiane ... verweht, vergessen.

Er sah zu Marga hinüber. Sie blickte vor sich hin, voll Ungewißheit. Und dennoch sah die Knospe eines Lächelns auf ihren Lippen, bereit, jeden Augenblick aufzublühen. Er legte seine Hand auf ihre Hand. Ernst

und prüfend sah sie ihn an. Die dunklen Augen unter dem Schopf des blonden Haars, das aus dem Kopfstück hervorschaute, schienen ihm die Dunkelheit, aber auch die Süße der Nacht zu enthalten. Er begriff plötzlich nicht mehr, warum er sich eigentlich mit solchem Trost von ihr ferngehalten hatte.

Der Wagen bog in die Einfahrt ein. Die Laternen des Eingangs mußten dunkel bleiben. Aber man konnte doch Böckeloh erkennen, den weißbärtigen Elefanten, den Diener, der, gleich dem alten, verstorbenen, Christian hieß, und auch sechzig jetzt und gleichzeitig Gärtner, und neben ihm stand die Wirtschaftlerin, eine Tochter des auch schon verstorbenen Fräuleins Pape, mit sechzehn Jahren erst aus der Verschwiegenheit aufgetaucht, eine längst vergessene Sünde der alten Wirtschaftlerin, ein gutaussehendes Mädchen, jetzt bald schon vierzig und noch immer schen durch alles, was die Mutter hatte verbergen wollen.

Sie waren also da. Sie saßen am Abendbrotstisch. Die alten Bilder leuchteten von den Wänden. Im Kamin prasselte das Holz, von Böckeloh zu immer kunstvolleren Gebirgen geschickt. Die Kinder tauten auf, schwanken und stammelten, wurden zu Bett gebracht, umklammerten die Hand des Vaters und fielen in Schlaf, während sie noch versicherten, sie seien nicht müde, und der Vater müsse nun für immer bleiben.

*

Es war nachts um zwei, lautlos war das Haus. Zweiundzwanzig Zimmer, zehn davon, die ganze untere Etage, von fremden Menschen belegt, von den Umquartierten aus den großen Städten. Dietrich hatte sie noch nicht gesehen. Er hörte nur ein kleines Kind weinen. Davon war er aufgewacht. Er dachte, Jobst oder Christiane weinten, und er mußte sie trösten. Nun ... es waren Fremde, und er konnte ihnen keine andere Tröstung geben, als er ihnen gegeben hatte in den festen Mauern, den großen Ofen, den guten Betten, der Weite des Parks und der Landschaft.

Dietrich hob vorsichtig den Kopf. Neben ihm lag Marga. Sie schlief fest und friedlich. Das Lächeln war aufgeblüht. Vorsichtig erhob er sich. Die Hand neben ihm griff nach seiner Hand. Er entzog sie ihr. Sie flüsterte: „Du sollst nicht fortgehen.“ Wie die Kinder war sie. Als ob er das bestimmte! Er sagte zärtlich: „Mußt mich loslassen, du.“ Sie öffnete die Augen. „Komm, laß mich“, sagte er. Aber Marga hatte sich schon umgewandt und zog die Decke schlaftrunken um sich.

Dietrich verließ leise das Zimmer. Er hatte seinen alten Hausmantel an, den der Vater ihm einmal aus seinem Hausmantel hatte machen lassen. Genau so gekleidet wie damals sein Vater, betrat er das Kaminzimmer. Jeder alte Gegenstand war ihm jetzt neu. Da lagen die Felle am Kamin, auf denen die Eltern gehockt hatten, an den Tagen der ersten Geburtstage, Silvester 1914, zu Beginn des Jahres, in dem die großen Kriege angingen, die Auseinandersetzungen, die noch immer kein Ende gefunden hatten.

Er betrat das Zimmer des Vaters. Es war jetzt sein Zimmer, und er hatte schon lange darin gewohnt, aber alles so gelassen, wie es gewesen war. Stuhl, Schreibtisch, Bettsofa. Dietrich liebte es überhaupt, das, was gut war, so zu lassen, wie es war. Ein Neuerer war er nur, wo es Häßliches wegzubringen galt. Und wieder erfaßte ihn der Schauer des Wiedererkennens. Dies war der Stuhl, auf dem der Vater geschrieben hatte, dies der Hocker, auf den Böckeloh die Kissen geschwankt hatte, und dies jetzt der Flur, durch den er gehaftet war, damals, als Dietrich in die Welt kam, der Flur, durch den er sich geschleppt hatte, um von der Toten Abschied zu nehmen.

Langsam ging er auf das Sterbezimmer seiner Mutter zu. Es war verschlossen. Aber der Schlüssel hing wie immer hinter einer Gardine verborgen. Er schloß auf. Es war kellerkalt wie in einer Gruft. Er wagte nicht Licht zu machen. Er öffnete das Fenster. Die dunkle Nachtluft, der lebendige Atem der Bäume drang herein. Die Sterne standen über dem Park, Orion, der Herbstbote, schräg über der Krone der riesigen Kiefer. Er entzündete eine Kerze. Dies also war das Bett, in dem die Mutter gestorben war. Ein blauweißer Vorhang war darübergehängt. Niemand hatte darin geschlafen, seit die Tote aus ihm herausgehoben war. Und jetzt entdeckte er in einer winzigen Nische ein kleines Bild in ovalem Rahmen: Leutnant Hooge, sein Vater, neben einem fremden Offizier auf der Freitreppe von Langenhahn, ein lächelnder Infanterieoffizier, sehr lang, ein wenig gebeugt, mit lustigen Augen und einem Bärtchen, wie man es damals trug, an den Enden ein wenig hochgezupft.

Dietrich mußte lachen über dieses Bild, gleichzeitig aber war er zutiefst gerührt. Hier begann also jene seltsame Liebe zwischen Professor Hooge, Leutnant der Reserve, und dem Gutsfräulein Edith von Fröhlings. Der Moment dieses Lächelns war der Augenblick, in dem das Schicksal begann, wonach er, Dietrich Hooge, so und so gefügt an Charakter und Körper, an Seele und Geist, in die Welt treten sollte. Merkwürdig: ein leichtsinniges, kokettes Lächeln in einem schwermütigen Gesicht ... Die Mutter mußte doch wohl dieses Lächeln geliebt

haben. Sonst hätte sie dieses Bild nicht aufgehängt in der Nische neben ihrem Bett zum täglichen Anblick.

Er stand und sann dem nach, und mit einemmal begriff er es: Dies Lächeln war die Ergänzung eines zu ernststen Menschen, eines Intellekts, der alles an sich riß und verarbeitete und eigentlich nichts für sich selbst übrigließ, immer der Erkenntnis nachjagend, immer den Neuaufbau der Menschheit als Ziel empfindend, oft verzweifelt, weil die einfachsten Gedanken so selten gedacht werden. In diesem Lächeln wurde aus dem ernststen Gelehrten ein ganzer Mensch. Schade, es war so schnell erloschen und nie wieder aufgetaucht, und hier, hier allein war es aufbewahrt und wartete, ja, es hatte auf ihn gewartet.

Er löschte die Kerze. Er ging noch zu den Kindern hinüber, stand an Jobstens Bett, das einmal sein Bett gewesen war, hörte Christiane im Schlaf lachen und mußte mitlachen. Dieses quellende Lachen ... das hatte die Mutter gehabt, die nun eine Großmutter war und doch immer jung geblieben. Oh, schönster Tod!

Er wandte sich wieder. Vorsichtig betrat er das Zimmer seiner Frau. Er setzte sich auf den Bettrand. Er suchte ihre Hand. Sie erwachte und umklammerte seine Hand mit beiden Händen. Sie hielt sich fest und sagte leise: „Willst du nicht Licht machen? Ich habe dich so lange nicht gesehen.“ Er hätte gern im Dunkeln gesprochen. Aber er bezwang sich. Sie sahen sich blinzeln an. Sie mußten lachen. „So müde“, sagte Marga. Er sagte: „Du kannst gleich weiter schlafen.“

Sie saß erwartungsvoll. Aber er sprach nicht gleich. Wie sollte man das ausdrücken, was er empfand? Schuld? Das war es nicht. So wenig wie sein Vater schuldig gewesen war oder seine Mutter. Versprechen? Was konnte er versprechen? Worüber hatte er zu verfügen? Ueber das Leben konnte er ja nicht verfügen. Er sagte leise: „Du hast dich gewiß manchmal gewundert, daß ich nicht so lieben kann ... so mit Worten wie andere.“ Sie wiegte leise den Kopf. Nein ... sie hatte sich nicht gewundert, aber es war natürlich schwer. „Ich bin nicht langsam“, sagte er, „ich begreife schnell. Aber ehe mein Herz was begreift ... das dauert.“ Sie sagte nichts. Er fuhr fort: „Ich hatte einmal eine große Leidenschaft für deine Lustigkeit.“ Sie sagte: „Und dann war ich nicht mehr lustig. Ja ... das ist schlimm.“ Er lächelte: „Siehst du ... ich habe alles getan, damit du nicht mehr lustig bist, und dann war ich dir böse.“

Sie fragte: „Warum wolltest du denn nicht, daß ich nach Berlin komme?“ Er erwiderte, und es war wie eine Abbitte: „Ach, so viele Gründe. Zuerst die Besorgnis um dich, Marga. Und, du weißt ja, der Dienst. Und sogar, nachdem ich herfahren konnte, sind Wiedersehen und Trennung für uns fast eins.“

Sie umarmte ihn und rief: „Du mußt wiederkommen. Ich will nicht ohne dich leben.“

Er machte sich frei und sagte: „Siehst du ... das wollte ich nicht, und das will ich nicht. Du sollst unter allen Umständen leben. Nicht nur der Kinder wegen ... nein, deinetwegen. Du darfst nicht früher aufhören, als es dir bestimmt ist.“

„Aber warum denkst du denn, daß du nicht wiederkommen wirst?“ Er sagte lachend: „Ich denke es ja gar nicht. Im Gegenteil. Ich bin aber ein ordentlicher Mensch wie mein Vater, und ich bestelle mein Haus. Und mein Haus ... das bist du. Alles andere kann leicht vergehen. Alles andere kann man verlieren. Deshalb darfst du nicht auch dich verlieren.“ Marga sagte hartnäckig: „Ich will, daß du zurückkommst.“ Dietrich wußte, daß er noch vor zwei Tagen diese Hartnäckigkeit gefürchtet hatte und vor ihr geflohen war, aber jetzt sagte er lachend: „Wiederhole das nur ... aber nicht mir ... sprich es jeden Abend. Wir beide glauben nicht an Gebete. Aber ganz können wir's ja doch nicht aus unseren Herzen wegwischen, was viele Generationen vor uns gedacht und empfunden haben. Und so wollen wir in einem Winkel glauben, daß es etwas nützt, wenn du sagst: ich will, daß du zurückkommst.“

Sie saß aufrecht in ihrem Bett. Die dunklen Augen leuchteten, das Haar glänzte. Sie sagte feierlich: „Ich will, daß du zurückkommst.“ Und er antwortete, leicht lächelnd und doch gerührt: „Gut, dann will ich noch ein bißchen heftiger, daß ich wiederkomme, und das Schicksal soll uns beiden gnädig sein.“

Er sagte: „So, nun wirst du sehr gut schlafen.“ Sie nickte. Sie legte sich nieder. Er legte die Decke um sie und beugte sich zu einem Kuß über sie, der, so empfand er, ein stummes Gelübde war.

Ja ... es war nun gut. Ein ganzer Tag blieb ihm noch für Langenhahn. Er würde noch viele Stätten abreiten, die er wiedersehen mußte. Marga konnte ihn ja begleiten. Einen ganzen Abend würden sie zusammen sein. Er würde mit ihr vierhändig spielen. Sie spielte recht gut. Anschmiegsam. Ja, vierundzwanzig Stunden lagen vor ihm, eine lange Zeit, genug jedenfalls, um unmerklich und mit festem Willen sein Leben in die neue Bahn zu lenken, sein Herz wieder auf Marga zu richten, und wenn er aus dieser Welt gehen mußte, dann ohne Schuld, soweit es an ihm lag. Aber vielleicht würde er auch leben.

Er wird leben, dachte Marga Hooge. So schlief sie ein, während zur gleichen Sekunde auch er in einen tiefen, traumlosen, heimatlichen Schlaf verfiel.

Ende

Schatten über den Boulevard

Eine Pariser Cavalcade 1944

Von Alfred Gerigk

Paris im fünften Kriegsjahr ist der Schauplatz der Ereignisse unseres Tatsachenberichtes. Die Bevölkerung ist hin- und hergerissen zwischen den Bemühungen der ordnenden Elemente und verräterischen Machenschaften oder verbrecherischen Umläufen dunkler Kräfte. Auf diesem Boden wird ein Verbrechen ungewöhnlichen Ausmaßes entdeckt: Ein Massenmord im vornehmsten Viertel von Paris, in einer Villa der Rue le Sueur. Als Pächter der Villa und als Täter stellt man bald einen Dr. Petiot fest, der in einer zweiten Wohnung in der Rue Caumartin seine Praxis ausübte. Die Untersuchung ergibt, daß dem Mörder mindestens 30 Menschen zum Opfer gefallen sind, deren Ueberreste man zum Teil in einer Kalkgrube im Hof der Villa vorfand, während andere halbverbrannte Ueberreste im Ofen der Zentralheizung aufgefunden wurden. „Die Villa ist planmäßig darauf eingerichtet, das Mordgeschäft bequem durchführen zu können“, stellt der Chefkommissar Massu fest. Aus der Hinterlassenschaft der Opfer — Koffer, Kleidungsstücke, Reisebedarf — führt ein schwarzes Satinkleid mit dem Firmenschild eines Pariser Modehauses zur Feststellung eines vermutlichen Opfers, der 27-jährigen Paulette Grippay, die in zweifelhaften Pariser Etablissements „arbeitete“ und samt ihrem Freund und einem ähnlichen Paar verschwand. Vernehmung des Bruders und der Frau des Mörders in dem kleinen Städtchen Auxerre bleiben ohne wesentliches Ergebnis. Petiot's Flucht, englisch-amerikanische Terrorangriffe gegen französische Städte und die Unruhe in Frankreichs afrikanischer Provinz Algier — das sind im März 1944 die Ereignisse, die Paris bewegen. Dort, in Algier, ist soeben unter der Diktatur des Generals de Gaulle ein Todesurteil gegen den früheren Innenminister der Regierung von Vichy, Pierre Pucheu, gefällt worden, der zu den Aufständischen gegen den Marschall Pétain übergetreten war. Die feindlichen Flugzeuge, die französische Städte bombardieren, überfliegen fast täglich auch Paris. Aber der Pariser läßt sich dadurch in seiner Lebensführung kaum stören.

Höchstens tritt er einmal vor die Tür und guckt nach dem Himmel und tauscht mit dem Kellner nachverständliche Bemerkungen über Wetterlage und Windrichtung und Zahl der angreifenden Flugzeuge aus. So wie die vielen, die beim Sirenenheul einmal auf den Balkon gehen, in der Erwartung, ein Schauspiel zu sehen.

„Was kann Paris passieren? Bomben auf die Boulevards? Lächerliche Vorstellung! Die Engländer werden nicht die Stadt des Louvre bombardieren, die Stadt der Notre Dame, die Stadt des Sacré Coeur!“

„Pucheu erschossen“, melden die Zeitungen.

Pucheu erschossen? Die Gaullisten haben also wirklich ihr Todesurteil vollzogen? Sie haben ihn wirklich erschossen, diesen Mann, der ein doppeltes Spiel trieb und der als Minister der Waffenstillstandsregierung für die deutsch-feindlichen Widerstandsgruppen arbeitete. Es gibt in Paris viele, die von Pucheu's doppeltem Spiel wissen in der Zeit, in der er als Innenminister in Vichy amtierte. Da war sein Direktor Rollin, der das Sonderkommando der Polizei zum Kampf gegen die Saboteure organisierte und der den Befehl bekommen hatte, seinen Leuten unter vier Augen klarzumachen, daß sie keine Saboteure erwischen dürften. Da waren die Männer der Widerstandsbewegung selbst, denen Herr Pucheu, ausgestattet mit der ganzen Autorität seines Amtes als Innenminister, bereitwillig Passierscheine ausgab. Und diesen Pucheu hat de Gaulle erschießen lassen?

In manchen Büros und Amtsstuben von Paris gibt es ein bedenkliches Stirnrunzeln, ein bedenkliches Hochziehen der Augenbrauen und manche Beamte sehen sich bei der Nachricht vom Tode Pucheu's bedeutungsvoll an. Hat nicht der eine oder andere damit geliebäugelt, es ähnlich wie Pucheu zu machen? Wollte nicht der eine oder andere, der Akten bearbeitet oder Pässe stempelt, ein kleiner Pucheu sein, der sich vorsichtshalber nach beiden Seiten deckt, den Deutschen gegenüber so gut wie gegenüber den Gaullisten? Bedenkliches Stirnrunzeln und bedeutungsvolle kurze Gespräche, wenn man irgendwo unbeobachtet beieinandersteht.

„Freilich, Pucheu hat einen Fehler gemacht. Gegen die Kommunisten — verdammt, er hat viele verhaften lassen.“

„Aber wer konnte ahnen? Die Kommunisten — nun ja, im September 1939 haben sie Dienstverweigerung und Desertion proklamiert. Wer konnte ahnen! Die Kommunisten große Leute bei de Gaulle!“

Am Mikrofon in Vichy sitzt Philippe Henriot, seit ein paar Wochen Informationsminister der französischen

Waffenstillstandsregierung. Zweimal in der Woche spricht er über den Rundfunk zu den Franzosen und sucht ihnen klarzumachen, daß die Politik Englands das Verderben Frankreichs bedeutet, daß Frankreich europäisch denken muß und daß europäisches Denken heute Zusammenarbeit mit Deutschland erfordert. Heute liest Philippe Henriot den Franzosen den Bericht einer englischen Zeitung über die Erschießung Pierre Pucheu's vor:

„Als er auf dem Exekutionsplatz ankam, trat Pucheu zuerst auf den Hauptmann zu, der das Exekutionskommando führte. Er sagte zu ihm: Ich bin sicher, wenn es möglich wäre, würden Sie die traurige Aufgabe ablehnen, einem anderen Franzosen den Tod zu geben. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen diese Verantwortung abzunehmen und an Ihrer Stelle selbst die Befehle zu geben?“ Sichtlich bewegt stimmte der Offizier durch ein Kopfnicken zu. Pucheu fuhr fort: Wenn ich mich recht erinnere, wird das Kommando in zwei Tempi gegeben: Legt an! und Feuer! Der Offizier nickte zustimmend. Pucheu wandte sich zu den zwölf Mann, aus denen das Exekutionskommando bestand und sagte zu ihnen: Ich denke, daß keiner unter euch Gewissensbedenken haben wird. Ihr seid Soldaten und ihr habt den Befehl, eine Exekution durchzuführen. Und um zu zeigen, daß ich euch nichts nachtrage, möchte ich jetzt jedem von euch die Hand drücken.“ Dann ging er mit schnellen Schritten an das andere Ende des Geländes und wandte sich dem Exekutionskommando zu. „Anlegen!“ rief er. Und als der Befehl ausgeführt war, rief er wieder mit fester Stimme: Feuer! Die Schüsse fielen, und er sank zusammen.“

Da steht in den Blättern gerade wieder eine neue Attentatsnachricht: „Drei mit Revolvern bewaffnete Terroristen haben in Brest den Admiral Lenormand, ehemaligen Chef des zweiten Marine-Arrondissements, schwer verletzt und seinen Bruder getötet. Der Ueberfall ereignete sich bei Brest in der Villa, in die sich Admiral Lenormand vor einiger Zeit zurückgezogen hatte.“ Da veröffentlicht an diesem Tag die Zeitungen die Liste einer neuen Reihe von Todesurteilen der französischen Kriegsgesichte: „Wegen Ermordung des Grafen de Maugny und zahlreicher Sabotageakte“, wegen „Teilnahme an der Erschießung der Polizisten bei Rumilly und der Ermordung der Frau Chaffard in La Roche-sur-Foron“, wegen „Mordversuchs gegen die Brüder Fellon auf der Straße nach Noyers, Plünderungen in den Bauernhöfen der Umgebung und zahlreichen Sabotageakten gegen Eisenbahnlinien und Lastkraftwagen.“ Drei, vier, fünf Todesurteile an einem Tag in Anneecy.

„Sabotage“, heißt es in den Cafehaus-Gesprächen, „Sabotage“ — das spricht sich so leicht hin, und das klingt nach Heldentaten. Aber was steckt schließlich dahinter und was bedeutet das? Die Burschen sabotieren, und wir müssen es ausbaden! Paris muß alles bezahlen! Natürlich muß man den Gasverbrauch einschränken, natürlich gibt es nicht genug Strom, wenn diese verdammte Sabotage weitergeht.“

Und wenn der eine oder andere die „Helden der Sabotage“ verteidigt: „Aber die Sabotage — das ist die Methode, wie man die Besatzungsmacht schädigt. Die Geheime Armee ...“ dann fährt ihm der Nachbar wohl über den Mund: „Geheime Armee? Ja, sie ist so geheim, daß sie gar nicht existiert. Geheime Armee? Ich höre immer nur von umgebrachten Polizisten und Familienvätern und Bauersfrauen. Zum Teufel mit der „Geheimen Armee“ — ich höre immer nur von Gas-Sperrstunden wegen Sabotage und von geschlossenen Betrieben wegen Stromsparsparnis. Schadet das der Besatzungsmacht? Wir sind es, die geschädigt werden.“

„Cafés zweimal in der Woche geschlossen. Restaurants zweimal in der Woche geschlossen. Abendvorstellungen im Kino und im Theater fallen aus. Fünf- und zwanzig neue Métro-Stationen geschlossen. Wo soll das hin? Das ist Arbeit für die Engländer, diese Sabotage. Und wir bezahlen.“

Neues Rätselraten

Wendet sich einer der Gäste, um von der Politik abzulenken, an den Wirt: „Und was sagen Sie zu diesem Dr. Petiot?“, so kommt oft die unwillkürliche Antwort: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich muß mir überlegen, wie ich durchkomme, wenn die Bude zwei Tage nichts einbringt.“

Das Petiot-Gespräch wird freilich von anderen aufgegriffen. Politik und Sabotage und „Geheime Armee“, alles sehr wichtig, aber eine Mordaffäre solchen Stils ist doch ein so beherrschendes Thema, daß man darüber die Tages Sorgen fast vergißt.

„Wir haben eine „Ordre des Medecins“? Wir haben doch eine Ärztevereinigung? Wie konnte sie diesen Dr. Petiot zulassen? Wenn du nächstens zum Doktor gehst, mußt du vorher fragen: Sind Sie nicht vorbestraft? Haben Sie ein polizeiliches Führungszeugnis?“

„Hatte er ja. War ja da. Die Ärztevereinigung hat es ja feierlich erklärt. Er hatte ein tadelloses Führungszeugnis vorgelegt, als er sich in Paris niederließ.“ „Aber wer hat denn das Führungszeugnis ausgestellt? Wer hat die Akten bei der Polizei unterdrückt? Hohe Protektion? Jemandem politischer Gönner? Einer seiner sozialdemokratischen Freunde, der auch jetzt noch was zu sagen hat?“

Dann mischt sich an solchem Tag mit Alkoholerlaubnis einer ein, der schon zu viel Aperitifs getrunken hat: „Alles Schwindel! Alles Schwindel, sage ich. Die Deutschen haben Petiot erfunden. Oder die Regierung. Um abzulenken. Erstunken und erlogen. Oder meinetwegen aufgebauht. Bestimmt aufgebauht. Um abzulenken, sage ich. Ablenken! Aber mich nicht, sage ich. Mich nicht.“

In den Bars rund um die Rue Faubourg St. Martin spielt der Unterschied zwischen alkoholfreien und alkoholischen Tagen keine so große Rolle. Nur daß der Kognak in Kaffeetassen statt in Gläsern serviert wird, und daß man bei der Bestellung nicht allzu laut spricht, über die Rechnung nicht allzu laut diskutiert. Aber solche Diskretion sind die Herren mit den Athleten-gestalten in tadellosen Maßanzügen, mit den kanariengelben Kravatten oder den großen Brillantringen ja gewöhnt, die in den Bars um die Rue Faubourg St. Martin zu verkehren pflegen.

In der Bar „Chez Paul“ auf der Rue de l'Equiquier hat der ernste Ton der Gespräche an diesem Abend freilich unter dem Alkoholgenuß nicht gelitten. Der eine und andere hat eine Zeitung mit den Nachrichten aus Marseille vor sich oder auch ein Blatt mit dem Bild der „Chinesin“ Paulette Grippay, wie sie herausfordernd und selbstbewußt die Straße entlang schreitet.

„Die Chinesin und ihr Freund nach Südamerika? So wollte auch nach Südamerika. Hast du eigentlich mal Nachricht von ihm bekommen?“

„Ne was gehört. Romische Geschichte.“

„Hat Jo nicht immer von einem Haus am Etoile erzählt?“

„Natürlich, er sollte doch ein paar Tage in einer Hoffschafft bleiben, ehe die Reise losging.“

„Da war doch dieser Francinet, der immer mit Jo zu tuscheln hatte. Gab ihn lange nicht gesehen.“

Und zum Wirt hinüber: „Patron, gab es da nicht einen Doktor, der für Jo die Reisepapiere besorgen sollte?“

Bedeutungsvolles Kopfnicken: „Mir hat Jo einmal gesagt: Diesem Doktor traue ich nicht recht. Die Augen gefallen mir nicht. Er hat so einen seltsamen Blick, der mir Angst macht! Da war von einem Doktor die Rede, das stimmt.“

„Aber Jo - Le - bras - de - fer läßt sich doch nicht von irgendeinem feinen Herrn einfangen. Jo-mit-dem-eisernen-Arm schmiß drei starke Männer um.“

„Was nützt ihm das, wenn er eine Spritze bekommt? Die Sache stinkt.“

„Mal René fragen. Der hat doch auch über Südamerika verhandelt. Der muß Bescheid wissen.“

„Der Polizei einen Wink geben? Wenn er Jo umgelegt hat ... Mensch, hätten wir was geahnt, Petiot hätte keine Gelegenheit gehabt auszubrechen.“

„Polizei? Verriecht was? Laßt die Finger davon.“ „Kann nichts schaden, wenn wir der Polizei mal helfen. Der Boden ist heiß genug.“

Die Herren in der Bar „Chez Paul“ diskutieren lange und eifrig. Sie haben im Eifer der Diskussion den Hut tief ins Genick heruntergeschoben. Sie fahren die Frauen, wenn sie mit einer Frage an den Tisch treten, barsch an und schicken sie weg.

Vierhundert Kilo Aetzkalk

„Reisebüro Petiot.“

Die Überschrift ist die Sensation der Morgenzeitungen.

„Das Haus in der Rue le Sueur eine Agentur für ungelegliche Reisen ins Ausland. Doktor Petiot ein Passant, der seine Kunden über die Grenzen zu bringen versprach.“

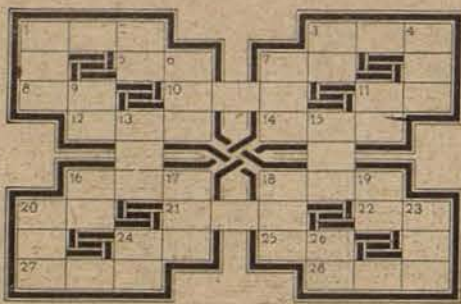
Das Rätsel des Menschenfischhauses am Etoile scheint sich zu lösen. Jetzt kennt man schon eine ganze Reihe von Kunden für Dr. Petiot's Reisebüro: Madame Khat, die Mutter einer tofainfächtigen Tochter, Herr van Bever, der reiche Holländer mit der tofainfächtigen Geliebten. Paulette Grippay, die „Chinesin“ aus Marseille, mit ihrem Freund. Ihre Marceller „Arbeitskameradin“ samt Freund. Und schließlich „Jo-mit-dem-eisernen-Arm“ aus dem Pariser „Miliou“.

„Aber wie kam Dr. Petiot zu den Kunden, deren Reisen in der Kalkgrube hinter der Garage endeten?“ fragen die Zeitungen.

Und die eine oder andere Zeitung fügt hinzu: „Wir glauben zu wissen, daß Chefkommissar Massu schon auf der Spur mehrerer Schlepper Petiot's ist.“

Rätsel

Silben-Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Straußartiger Laufvogel, 3. Stempel zum Stanzen, 5. portugiesische Besitzung in Vorderindien, 7. Verwandter, 8. Witterungserscheinung, 10. Oper von Richard Wagner, 11. Sandhügel, 12. Vorbau am Bug älterer Schiffe, 14. Stadt in Italien, deutsche Schreibweise, 16. Zeichengerät, 18. niederdeutscher Name des Storches, 20. Papagei, 21. Stierkämpfer, 22. Erzieher, Ratgeber, 24. Strom in Sibirien, 25. Nahrungsmittel, 27. Seemann, 28. Hochschul-Halbjahr.

Senkrecht: 1. Schiffsraum, 2. Schiff in der griechischen Sage, 3. Schandfleck, 4. alte venezianische Münze, 6. altgriechischer Dichter, 7. Gebirgspflanze, 9. belgische Münzeinheit, 11. Strom in Osteuropa, 13. Zitronensorte, 15. Abzeichen, 16. italienische Münze, 17. Stadtteil von Hamburg, 18. Kurort in Graubünden, 19. Stadtteil von Wuppertal, 20. Wohlgeruch, 23. Ranz, 24. Weinernte, 26. Biersorte.

Ein hohes Ziel

as — ben — ber — chi — der — e — e — el — en — ern — füh — ge — ge — gen — haus — heer — il — in — is — kel — kranz — la — ma — man — mus — nah — nie — pos — rat — rent — rer — ris — rung — se — sel — sil — sit — sor — tal — te — tel — tern — the — ti — ur — wart — zu — zung

Aus diesen Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch von Dietrich Eckart ergeben.

1. Zeitwortform, 2. erzählende Dichtung, 3. Zweiggeschäft, 4. vertrauter Freund, 5. Inbegriff der Heimat, 6. fester Bestandteil des Unterhaltungsstückes unserer Zeitschrift, 7. antike Göttin, 8. Hüftweh, 9. Aufbaustoffe für den Körper, 10. militärischer Befehlshaber, 11. Sinnbild eines ländlichen Festes, 12. Naturschönheit im Harz, 13. Zusammenkunft, 14. Seebad am Golf von Neapel, 15. Grundgedanke, 16. Gefäß, 17. Verwandter, 18. Kleidungsstück.

Getrennt und vereint

Die Drei-vier ist ein Handelsgut, Das häufig in der Zwei-eins ruht. Das Ganze, nun, daß weiß man ja, Ist Fluß und Staat in USA.

Silbenordnen

den, dich, die, ei, len, ste, stun, trö, all, dich, drük, ken, mag, und, was, auch, das, kann, len, nicht, schlimm, ste, wei, and, ein, es, kommt, rer, tag, und.

Die Silben jeder Zeile sind so zu ordnen, daß sie, im Zusammenhang gelesen, vier Gedichtzeilen von Fontane ergeben.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 33

Wie heißt der zweite Bruch? 229/334. — Wort im Kreis: Oberlausitz. — Erdkunde in schrägen Reihen: 1-2 Turin, 1-5 Trier, 2-9 Nürnberg, 3-4 Isere, 3-7 Insel, 4-8 Ebene, 5-6 Rosenheim, 6-10 Mainz, 7-8 Liebe, 9-10 Glah. — Gartenbesitzer: Laube, Lebe. — Die Geschichte beweist es: Nur die

tielste Not wendet unser Schicksal. 1. Notbremse, 2. Untergrundbahn, 3. Rennpferd, 4. Dezime, 5. Ichsucht, 6. Ehefrau, 7. Tannin, 8. Ines, 9. Eintagsfliege, 10. Friedensrichter, 11. Spanisch, 12. Taubenel, 13. Erec, 14. Narvik, 15. Opernhaus, 16. Thekla, 17. Wechsel. — Buchstaben-Bauen: STEHR.

Lustiges Buchstabenbild



abstellen sollte. Damit sie sicher wären. Aber das wollte er nicht. Da habe ich dann gewartet, bis er so weit war, daß er mich wieder nach Auxerre mitnehmen konnte. Und in der Zwischenzeit bin ich schnell mal in die Rue le Sueur gegangen und habe meinem Bruder den Schlüssel gegeben. Gleich vor der Tür. Er stand am Eingang!

Rassu nicht bestätigend und gläubig und lächelt sein sanftestes Lächeln. Er guckt wieder in seine Protokolle hinein.

„Wie ist das nun mit dem Ralf gewesen, Herr Petiot? Haben Sie den Ralf für Ihren Bruder beschafft?“

„Wenn es so wäre, Herr Kommissar, könnten Sie es sicher längst beweisen.“

„Hier liegt eine Aussage, Herr Petiot, die ein Lastwagenschafför gemacht hat. Ein Herr Eustache aus Auxerre. Sie kennen doch Herrn Eustache?“

„Man fragt nicht nach dem Namen bei einem Lastwagenschafför.“

„Richtig. Herr Eustache kannte Ihren Namen auch nicht. Er hat nur Ihr Foto erkannt. Sie haben Herrn Eustaches Lastwagen gemietet. Sie haben mit dem Lastwagen aus dem Steinbruch bei Châties-sur-Argonne eine Anzahl Säcke mit weißen Steinen abgeholt. Vierhundert Kilo, meint der Schafför. Der Schafför meint, es wäre Ralf gewesen.“

„Nun, dann haben Sie ja den Beweis. Aber was sollte ich machen? Mein Bruder hat mich, ihm Ralf zu besorgen, weil er das Haus umbauen lassen wollte. Und seine Angelegenheiten waren ja so in Unordnung nach der langen Haft, daß er sich um anderes zu kümmern hatte.“

„Nur um die Aussagen zu vervollständigen, Herr Petiot, noch ein paar Fragen: Auf dem Lastwagen von Auxerre nach Paris standen also nicht Kohlenstücke, sondern Ralfstücke. Stimmt's? Sie fuhren abends vor dem Haus in der Rue le Sueur vor, Sie schlossen selbst das Haustor auf, und die Säcke wurden in das Portal gestellt. Stimmt's? Der Schafför hat dann auf Sie gewartet und Sie an einer Metrostation abgesetzt. Stimmt's? Gut.“

Rassus Gesicht strahlt, als wäre er mit einem guten Bekannten nach langen Meinungsverschiedenheiten zu einer Einigung gekommen. Auch Maurice Petiot kann sich dieser guten Laune des Kommissars nicht entziehen. Er lächelt.

„Ich war ja früher schon mal mit einem Architekten in dem Haus gewesen. Noch als mein Bruder in Haft war. Wegen des Umbaus. Deshalb war mir ganz klar, daß er das Baumaterial für Arbeiten im Haus brauchte.“

„Mit einem Architekten? Wann? So, im Januar? Wie fanden Sie damals das Haus? Nichts Ungewöhnliches?“

„Nichts. Wir sind durch alle Räume gegangen. Vorderhaus. Hinterhaus. Garage. Mir ist nichts aufgefallen.“

„Also völlig guten Glaubens, Herr Petiot? Und wie war es nun an dem Sonnabend? Nein, an dem vorigen Sonnabend, als wir die Entdeckung in der Rue le Sueur machten?“

„Wie ich schon gesagt habe. Mich rief spät am Sonnabend jemand aus Paris an. Ein Unbekannter. Nein, aus der Stimme konnte ich nichts schließen. Ich habe ja schon einmal gesagt, der Mann am Telefon sagte mir nur, in der Rue le Sueur wäre was los. Man hätte Leichen entdeckt. Mein Bruder wäre in großer Verführung.“

„Und dann?“

„Und dann? Ach so, Sie meinen vielleicht... Na ja, als ich den Telefonanruf bekam, dachte ich gleich an den Ralf. Weil man doch meinen Bruder damals in Billeneuve-sur-Yonne beschuldigt hatte, er hätte eine Leiche mit ungelöschtem Ralf beseitigt... Ja, da habe ich meinen Gehilfen gefragt: Was kann man eigentlich mit Ralf machen? Wenn man ihn nicht zum Bauen nimmt? Und der hat mich schief angeguckt und gesagt: Mit Ralf kann man auch Leichen vernichten! Das war so, wenn Sie das meinen.“

„Also etwas anderes, Herr Petiot. Kennen Sie Freunde Ihres Bruders? Leute, die ihm Reiselustige herabbrachten?“

„Reiselustige?“

„Ja, Reiselustige, die gern über die Grenze wollten. Nach Südamerika.“

„Ich habe mich nicht viel um die Angelegenheiten meines Bruders gekümmert.“

„Richtig. Ich vergaß. Die Sache mit dem Architekten war eine einmalige Gefälligkeit. Und die Sache mit dem Ralf auch. Da können Sie natürlich nicht die Schlepper Ihres Bruders kennen. Also weiter: Wo mag Ihr Bruder sein?“

„Vielleicht hat er sich das Leben genommen.“

„Aber Herr Petiot. Wir sprachen doch davon, daß er für zwei Millionen Schmutz und Wertgegenstände mit sich genommen hat. Das tut man schließlich nicht, um sich damit an den nächsten Baum zu hängen.“

„Vielleicht ist er in die Berge gegangen, zu den Maquisarden? Oder vielleicht ist er auch selbst ins Ausland gegangen? Was weiß ich.“

Cheftommissar Rassu bleibt sanft und freundlich, auch wenn er einmal das Verhör Maurice Petiot's abbrechen muß, ohne zum gewünschten Ergebnis zu kommen.

Und dann Frau Georgette Petiot

Sanftheit und Freundlichkeit sind vor allem dann nötig, wenn man mit Georgette Petiot sprechen will. Sie hat wohl ein dutzendmal Schwächeanfälle und Ohnmachten gehabt in diesen Tagen seit ihrer Festnahme in Auxerre. Man hat sie in das Gefängnisstranctenhaus überführen müssen. Man hat lange warten müssen, bis sie vernehmungsfähig war.

„Kein Wunder“, sagen die mitleidigen Pariser. „Eine Frau in solcher Situation! Zu erfahren, daß der Mann, mit dem sie zusammenlebt, ein paar Dutzend Morde begangen hat! Wie rührend sie sich von ihrem Jungen verabschiedet hat, damals, als sie in Auxerre verhaftet wurde. Jean, arbeite brav. Versprich mir, daß du deine Prüfung machen wirst. Ich habe nichts getan, mein Kleiner, arbeite brav... Ein armes Wesen, diese Frau Petiot“, sagen die Pariser. „Verdächtig, weil sie ihren Mann hat fliehen lassen? Aber ich bitt' Sie, eine Frau in solchen Zeiten... Was würden Sie denn machen, wenn Ihr Mann plötzlich ins Zimmer kommt und sagt: Ich muß ausrücken, frag' nicht warum. Ich bitt' Sie... In solchen Zeiten...“

Die Pariser sind leicht zum Mitleid geneigt, und Frankreichs Gerichte waren bekannt für ihre Galanterie. Selbst wenn eine Frau gemordet hatte. Viele Freisprüche, um die Volksstimmung nicht zu trüben.

Georgette Petiot, dunkelblond, jetzt wieder gut frisiert und im gut sitzenden Kleid, hat die Unbefangenheit einer Frau, die gefällt, wiedergefunden, wenn sie vernommen wird. Eine gut aussehende Frau. Eine elegante Frau. Daran ändern die nackten Beine nichts, die unter dem Kleid hervorgucken. Das ist auch in Paris Mode geworden in diesen Zeiten der Strumpfnappheit.

Georgette Petiot, Tochter des Fleischers Leblais, der dann in Paris, in der Rue Bourgogne, ein Restaurant aufmachte, gibt ihre Auskünfte langsam, aber nicht unsicher. Nur als ob sie nachdachte, um nicht übereilt etwas Falsches zu sagen.

„Ihr Mann verließ Sie also an jenem Sonnabend, als er den Telefonanruf bekam, und lehrte nicht mehr in die Wohnung Rue Caumartin zurück?“

„Kopfnicken.“

„Und Sie brachten dann die ganze Nacht wartend in einem Sessel zu?“

Cheftommissar Rassu hat in seinem Arbeitszimmer eine schwierige Vernehmung in Angriff genommen. Lächelnd, sanft, ohne jede Schroffheit, verhandelt er mit Maurice Petiot, dem Rundfunkhändler aus Auxerre, dem Bruder Dr. Petiot's.

„Das mühten Sie mir beweisen“, war die ständige Redensart Maurice Petiot's, als die Polizeikommissare sich zum erstenmal mit ihm unterhielten, in seinem Laden auf der Rue du Pont.

„Ich wußte nicht einmal, wo die Villa liegt, die mein Bruder gekauft hatte. Auch wenn ich ihm das Geld dafür geborgt hatte.“ So hat damals Maurice Petiot gesagt.

„Ralf für meinen Bruder besorgt? Es wäre Ihre Aufgabe, das zu beweisen“, sagte Maurice Petiot.

So kam man nur schrittweise vorwärts. Aber man kam vorwärts.

„Ihr Bruder hatte Ihnen also für die Zeit seiner Haft den Schlüssel zum Haus Rue le Sueur 21 anvertraut? Das ist doch richtig? Gut. Wann haben Sie ihm den Schlüssel zurückgegeben?“

„Achselzucken. Man merkt sich so was nicht so genau.“

Cheftommissar Rassu lächelt. Sein Blick haftet so deutlich an einem Protokoll auf dem Tisch, daß man diese Aufmerksamkeit bemerken muß. „War es vielleicht am 16. Februar? An einem Freitag? In seiner Wohnung in der Rue Caumartin?“

„Stimmt. Am Freitag, dem 16. In seiner Wohnung.“

„Sie täuschen sich nicht im Datum?“

„Nein, bestimmt am 16. An einem Freitag. Gerade vor einem Monat.“

Rassu lächelt über die plötzliche Gedächtnisstärke nach so großer Gedächtnisschwäche.

„Aber war da nicht ein paar Tage später eine Geschichte mit einem Lastwagen, mit dem Sie wieder nach Paris hineinfuhren?“

„Ja, ein Lastwagen. Stimmt. Den Schlüssel habe ich ja damals erst meinem Bruder abgegeben. Das war so: Der Lastwagen hatte Möbel nach Paris zu schaffen. Und ich benutzte die gute Gelegenheit. Die Eisenbahnverhältnisse sind ja so kompliziert. Und dann gab es in Paris eine Panne. Und der Schafför mußte zu einer Reparaturwerkstatt fahren. Er hatte auch noch eine ganze Last Kohlenstücke auf dem Auto. Und ich schlug ihm vor, daß er die Kohlenstücke solange in der Rue le Sueur

Kopfnicken.

„Aber da ist noch ein unklarer Punkt. Ihr Mann ist von seiner Wohnung zur Rue le Sueur gegangen. Er muß noch einmal zur Rue Caumartin zurückgekommen sein. Um Schmuckfächer und Wertfächer zu holen, die er mitgenommen hat.“

Ein Achselzucken. „Vielleicht hatte er die Sachen gleich mitgenommen. Ich weiß nichts davon.“

„Es gibt Leute, die Sie am Sonntag mit Ihrem Mann in Paris gesehen haben wollen?“

„Ich habe doch schon gesagt: Ich war am Sonntag in der Kirche, dann bei Bekannten, dann im Wartesaal am Bahnhof St. Lazare.“

„Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß Ihr Mann immer wieder mit Schmuckstücken auftauchte?“

„Mein Mann mit seinem Sinn fürs Wirtschaftliche war eben der Meinung, daß das eine gute Kapitalanlage wäre.“

„Und Sie selbst? Was machten Sie mit diesen vielen Schmuckstücken?“

„Das war nicht so, daß sie mir gehörten. Durchaus nicht. Eben eine Kapitalanlage, wie ich sagte.“

„Ihr Mann schenkte Ihnen die Schmuckstücke nicht?“

„Mein Mann wußte, daß ich einen sehr einfachen Geschmack habe. Das war ja auch der Grund, weshalb ich mich gegen den Kauf der Villa in der Rue le Sueur sträubte. Er hat mir nur einen Diamanten von 5 Karat zu unserem fünfzehnten Hochzeitstag geschenkt. Und dann zwei Pelzmäntel, einen Astrachanmantel und einen Feh-Mantel.“

Das alles sind sehr plausible und klare Auskünfte. Vielleicht muß man das Gespräch an einem anderen Punkt beginnen?

„Ihr Mann war mehrere Monate lang in Haft. Haben Sie nicht darüber nachgedacht, was der Grund sein mag? Sie wußten doch wohl, was man ihm vorwarf? Unterstützung ungeleglicher Reisen ins Ausland?“

„Mein Mann ist nicht ein Men'sch, dem man Fragen stellt. Als er aus der Haft entlassen war, habe ich ihn natürlich gefragt, welche Beschuldigung gegen ihn vorliegt. Aber er hat mir nur gesagt, daß er nichts getan habe. Und daß man ihn entlassen habe, sei ja der beste Beweis dafür.“

Wieder eine sehr bestimmte und sichere Antwort, wenn es auch unwahrscheinlich klingt, daß ein Ehepaar — anderthalb Jahrzehnte verheiratet, der Mann „ein sehr zärtlicher Gatte“ — solche einschneidenden Ereignisse nicht ausführlicher bespricht.

„Wollen Sie mir die Freunde Ihres Mannes sagen? Die Leute, die ihm Kunden vermitteln? Für die Reisen ins Ausland?“

„Wie kann ich das wissen, wenn ich von diesen ganzen Dingen nichts wußte.“

Wieder eine logische Antwort. Es ist alles sehr logisch und sehr korrekt und vieles sogar menschlich verständlich. Wie das Miß über den Sonntag nach der Entdeckung des Mordhauses — es ist alles fast zu korrekt, wenn man die seltsamen Gewohnheiten des Dr. Petiot beachtet. Alles gut ausgedacht und vorher überlegt? Von Madame Georgette selbst? Oder hat an jenem Sonntag, den sie in der Kirche zugebracht haben will und an dem auch Maurice Petiot in Paris war, ein Familienrat stattgefunden?

Alle Aussagen vollkommen korrekt — und doch... Da sind die Fingerabdrücke der Madame Petiot. Die seltsamsten Fingerabdrücke, die die Präfektur im Lauf von Jahrzehnten gesammelt hat. Die Linien der rechten Hand gehen nach links, die Linien der linken Hand nach rechts. Vier Millionen Fingerabdrücke gibt es in der Präfektur. Keiner davon kann mit den Fingerabdrücken der Madame Petiot verglichen werden. Unnormale Handlinien, unnormales Seelenleben — verifizieren die Spezialisten.

Die Journalisten erwartet in der Präfektur eine neue Sensation.

„Wir haben sie“, sagt man ihnen. „Wir haben Dr. Petiot's Zuträger!“

Das große Suchen beginnt

Paris lebt in einem Petiot-Taumel. Attentate gegen Bürgermeisterien und Bauernhöfe? Der Kampf der Darnand-Milizen gegen die Maquisarden? Todesurteile des de Gaulle-Tribunals in Algier? Alles geht unter in diesem Petiot-Taumel, der die Stadt erfasst hat.

Auf den Bahnsteigen der Untergrundbahn hängen die Plakate mit dem Steckbrief gegen Petiot. Und wer das Bild gemustert hat, mustert die Nachbarn, die Vorübergehenden. Der Mann dort mit dem weichen Hut, ist das nicht Dr. Petiot? Da geht einer in einem blauen Monteuranzug. Trug nicht Dr. Petiot einen blauen Monteuranzug, wenn er nächtlicherweise in die Rue le Sueur ging, um die Zentralheizung anzuhängen? Die Telefonanrufe bei der Polizeipräfektur reißen nicht ab. Überall ist Dr. Petiot gesehen worden.

Im 1. Arrondissement schleppt man einen Betrunknen auf das Polizeirevier: Das sei Petiot — er habe es selbst gesagt. Ein anderer „Massenmörder“ meldet sich aus dem kleinen Nest Pignans, er meldet sich brieflich bei dem Bürgermeister von Billeneuve-sur-Yonne: „Ich, der Unterzeichnete, bitte die Bevölkerung von Billeneuve um Verzeihung für den schlechten Ruf, in den ich die Gemeinde gebracht habe.“ Unterschrift: „Dr. Marcel Petiot“ und genaue Adressenangabe. Nur daß die Handschrift nichts mit den wirren, schwankenden Schriftzügen des wahren Dr. Petiot zu tun hat, wie sie die Zeitungen jetzt in Rezeptauszügen und Notizblättern des „Vampirs vom Etoile“ veröffentlichen.

Petiot's findet man überall im Lande.

Da hat bei einem Gastwirt im Departement Loire Inférieure ein Radfahrer vorgesprochen, der ein Boot mieten wollte und plötzlich in die wirren Worte ausbrach: „Heute will ich noch nicht, vielleicht nächsten.“ Und der Gastwirt schauderte vor der Ähnlichkeit mit den veröffentlichten Bildern Petiot's. Da ist im Departement Nord ein anderer Radfahrer aufgetreten, der nach dem Weg und den Grundstückspreisen fragte und plötzlich eilig und überraschend wieder davonfuhr. Und auch er war Dr. Petiot überaus ähnlich.

Da melden sich aus West- und Ost- und Südfrankreich Autengänger, die den einzig wahren Aufenthaltsort Dr. Petiot's entdeckt haben. Nur daß der eine ihn als Leiche im großen Waldgebiet von Fontainebleau vorstellt, während der andere antündigt, daß er mit Gold und Juwelen beladen eine Hütte in Hochsavoyen bewohnt.

Da geht der ununterbrochene Zustrom der Zeugen, die geheimnisvolle Vorgänge entdeckt oder Spuren gefunden haben. Da taucht eine Ehefrau auf, deren Mann mit einer Geliebten entflohen ist — könnte er nicht in die Reihe Dr. Petiot's gefallen sein?

Da kommen die vielen, die eine kleine Rache austragen und irgendeinem Nachbarn eine polizeiliche Recherche auf den Hals hegen möchten. Da kommen die Neugierigen, die die Sensation einer polizeilichen Vernehmung und eines Protokolls erleben möchten. Wie jener „Jugendfreund“ Dr. Petiot's, der mit seinen präzisen Angaben über eine verborgene Zuflucht die Polizei wirklich dazu bringt, ihn in ein Auto zu setzen und weit südlich in der Gegend von Auxerre herumzufahren, bis er bedauernd die Achseln zuckt: „Leider ein Irrtum.“ Er ist sehr überrascht und entrüstet, als er nun selbst erst einmal in Polizeigewahrsam wandert.

(4. Fortsetzung folgt.)



Dr. Oetker Backaromen
können nur noch gegen
Rückgabe von leeren
Dr. Oetker-Fläschchen

verkauft werden. Helfen Sie
bitte Material und Arbeit
sparen, indem Sie beim
Einkauf voller Fläschchen
die gleiche Anzahl
gebrauchter zurückgeben!

Dr. August Oetker

Schutz gegen Mottenfraß!
Mit Eulan behandelte Waren sind
dauernd mottenecht! Eulan dient der
Sachwerterhaltung!

Ein williges Herz
macht leichte Füße. Das ist
ein bewährter Spruch. Wer
ihn beherzigt, der kommt auch
mal aus ohne
Biomalz

Es wird heute vorzugsweise unseren
Soldaten, Einrichtungen der staatlichen
Gesundheitspflege usw. zur Verfügung
gestellt.

Werkzeuge
säubern,

dann geordnet weglegen! So werden sie gesichert
und wertvolles Rohmaterial gespart. - Müssen wir
unsere eigenen, uns von der Natur geschenkten
weit wertvolleren „Werkzeuge“ nicht ebenso pfleg-
lich behandeln? Selbst eine kleine Verletzung kann
böse Folgen haben. Darum auch solche Wunden
schützen mit

TraumaPlast



Die Biocitin-Fabrik Ulrich Patz, Berlin
SW 61, hat mit ihrer Fabrikation seit
über 35 Jahren Anklang gefunden und
steht mit ihren Erzeugnissen im Dienste
der Volksgesundheit.

Trag auf Händen Deine Klinge,
Pflege sorgsam die „SONNAL“.
Damit sparst Du rare Dinge:
Kohlen, Arbeit, Gas und Stahl!

LOSEN AUFBEWAHREN, SPAREN!

VASENOL
Im Brockhaus, im Duden
kann man lesen, / Was
VASENOL seit jeher
gewesen.

Eri
Lederneu
in ganz kleiner Menge auf das Auftrag-
tuch nehmen und hauchdünn einreiben!
So sport man-Krem!

Gesunde Kinder
sind das höchste Glück
unseres Volkes. Achet
auf die richtige Ernährung



SIEMENS
ELEKTRIZITÄT
IM HAUSHALT

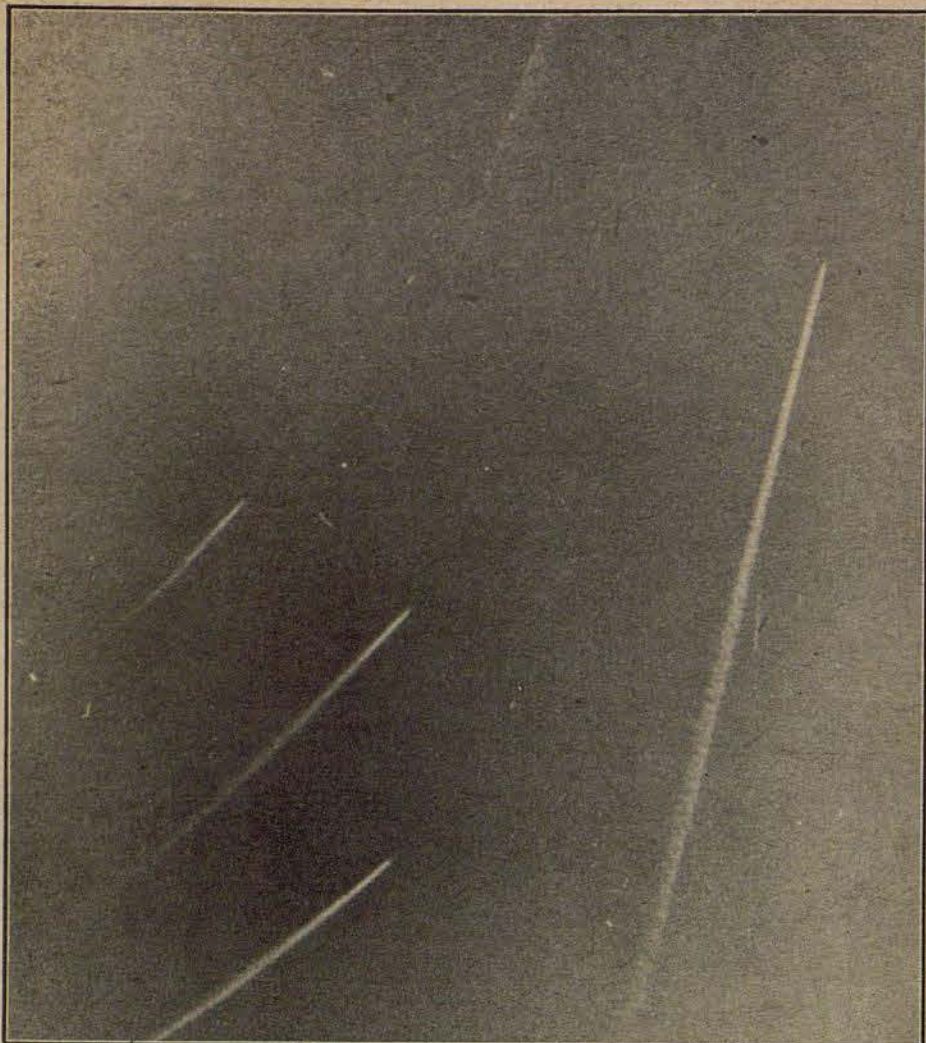
Wenig Wasser

in einem kleinen Gefäß mit dem
Siemens-Tauchsieder richtig heiß
gemacht genügt, um damit das
kalte Wasser im Waschbecken
zu erwärmen.
Erst denken, dann schalten!
Strom sparen!



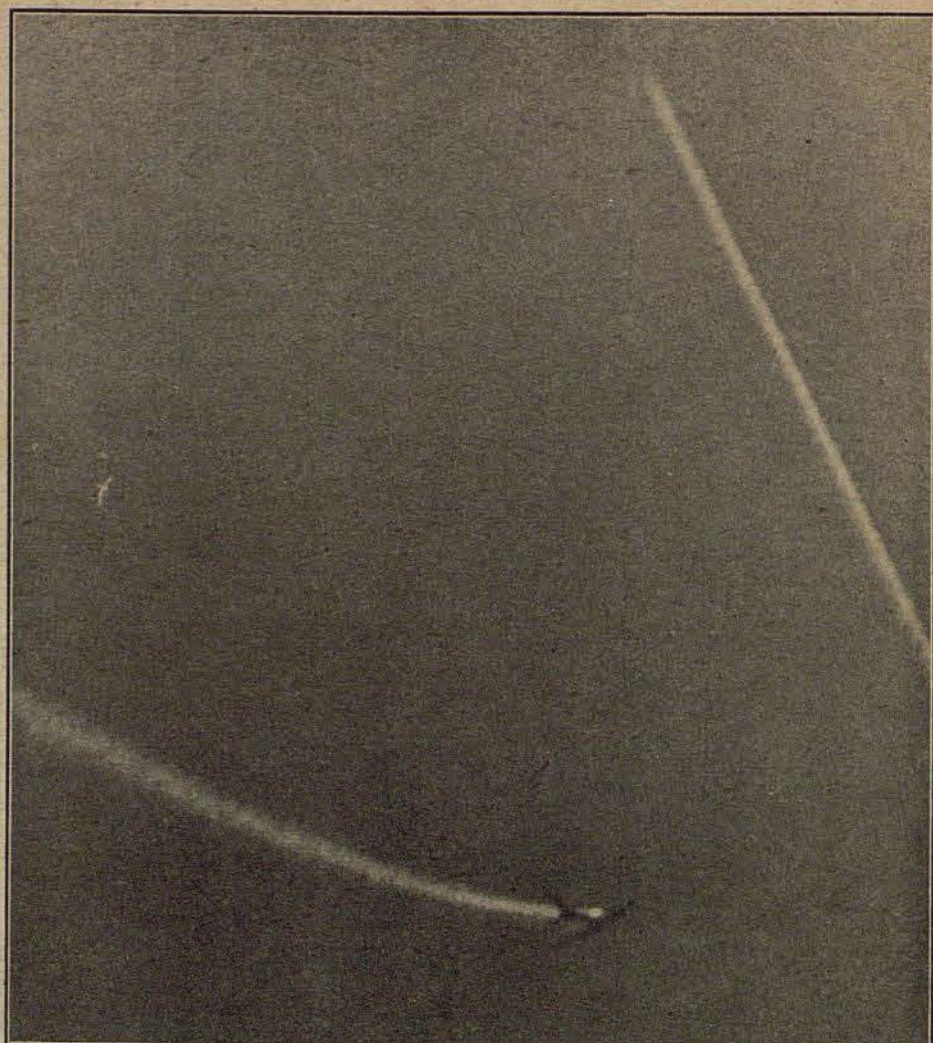
Soll ein Mieder
auf Dauer behagen:
Engste Stelle
in der Taille tragen.
Lauwarm waschen
wenn entfernt das Metall.
Nur Rückseite plätten
nicht zu heiß den Stahl.
Den Gummi vor Sonne
und Wärme schützen.
Das Mieder hält lang
die Pflege wird nützen.

Triumph und Golf
Erzeugnisse der größten Miederwerke in Europa



Deutsche Jäger stoßen zum Angriff vor.

Die Fernkamera zeigt die Pfeilschrift ihrer Kondensstreifen. Nach allen Richtungen durchmessen die Maschinen den Raum, die feindlichen Bomber müssen ganz nahe sein.



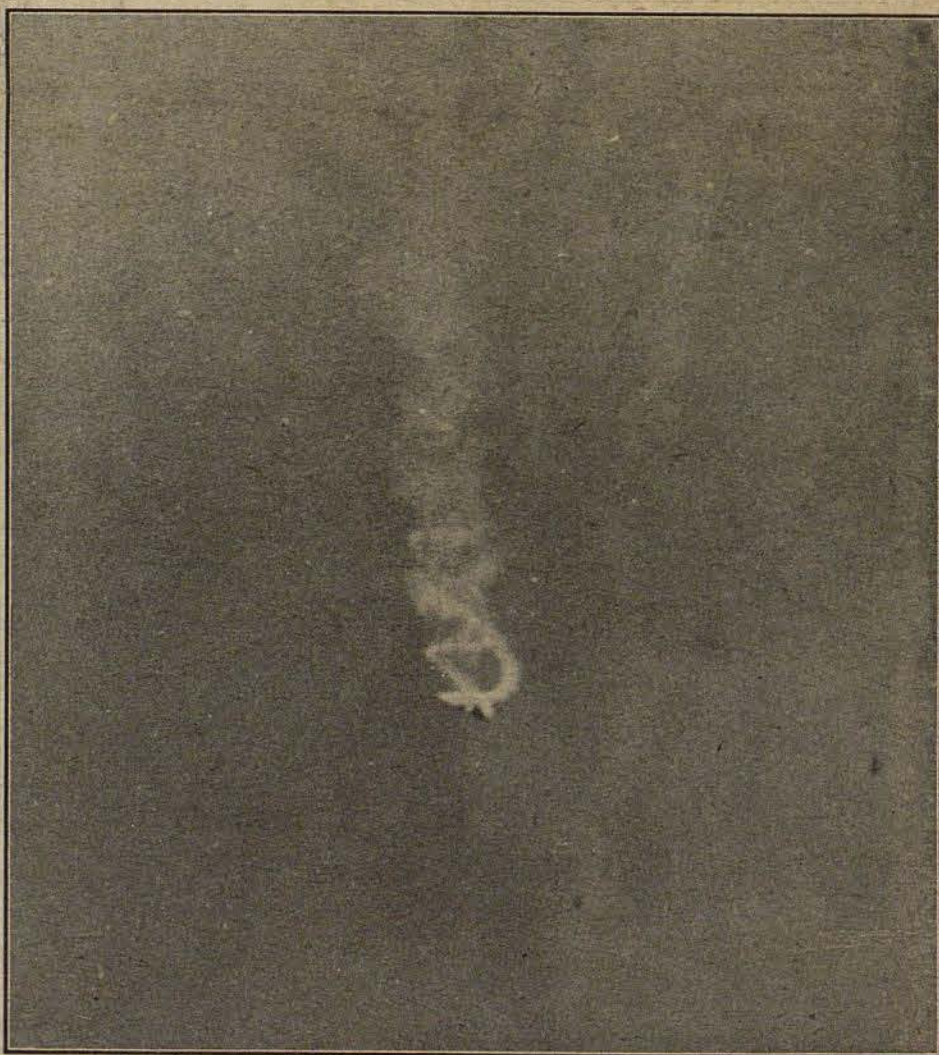
Da ... eine brennende Maschine wird sichtbar.

Plötzlich raste sie brennend aus dem Wolkendunst. Das erste Opfer der deutschen Jäger, die sich feuernd auf den Terrorpulk stürzten. Rechts: eine hochziehende deutsche Maschine.



Der dramatische Augenblick: Explosion auf Explosion.

Ein Bild, das sich zwei Sekunden lang zeigte: Der vollbeladene Bomber fliegt in Fetzen auseinander. Ein aufflammender Feuerstrom speit Trümmer und Splitter.



Die letzte Phase.

Eine Tragfläche trudelt in die Tiefe. Ihr Flammenrauch schreibt die Zeichen der Vernichtung in den Himmel. (Mit der Fernkamera aufgenommen von PK.-Kriegsberichtler Wetterau.)

Angriff in der Stratosphäre

Aufbruch zur Tat



Ostpreußens Bevölkerung gibt ein
leuchtendes Beispiel

In Reih und Glied sind alle angetreten.

Vom Hitlerjungen zum Fabrikarbeiter, vom Bauern und Tagelöhner zum Kaufmann und Beamten, alle sind dabei, um einen Schutzwall für die Heimat zu errichten. Die Universität Königsberg schloß ihre Pforten. Gemeinsam haben Professoren und Studenten den Spaten geschultert. Alle packen mit an.

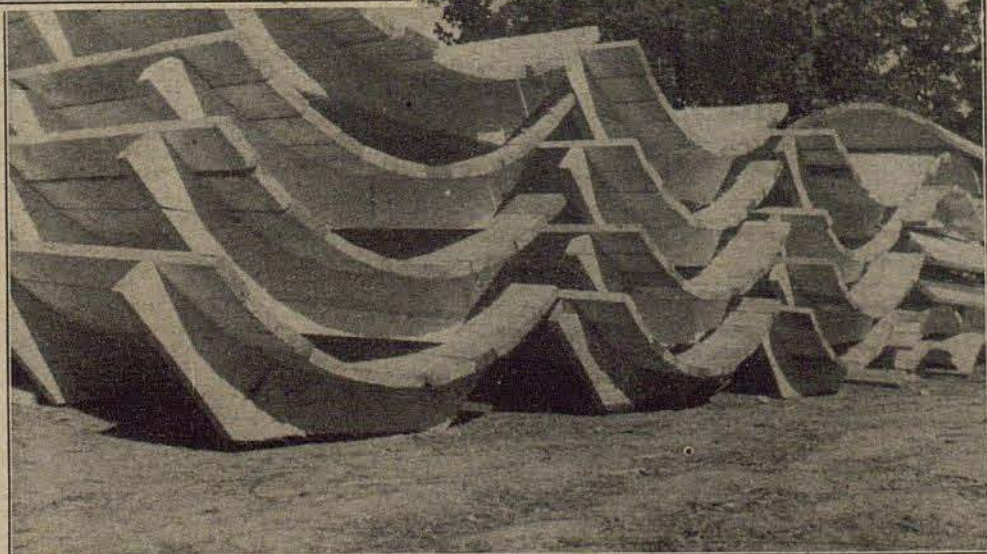


Guten Mutes.

Auch Frauen und Mädchen schließen sich freiwillig den Kolonnen der Männer an, die Pickel und Schaufel zum Bau des Grenzschutzes in die Hand genommen haben.

Bunkerformen im
Serienbau.

In großer Zahl entstehen am laufenden Bande Schalen, in denen ohne Zeitverlust an vielen Stellen zugleich Bunker- und MG.-Stände geformt werden.



Auch die Ältesten machen mit.

Nichts könnte sie zu Hause halten, jetzt, da es gilt, die Heimat zu schützen. Einer versucht beim Schaffen dem anderen den Rang abzulaufen. Das ganze Volk ist aufgestanden. Sein Gemeinschaftssinn findet Ausdruck in einer gewaltigen Gemeinschaftsleistung.

PK.-Aufnahmen: Kriegsbericht Schmitz-Sieg (3) (Atl., Sch., H. H.), Engel (2) (PBZ., Atl.)



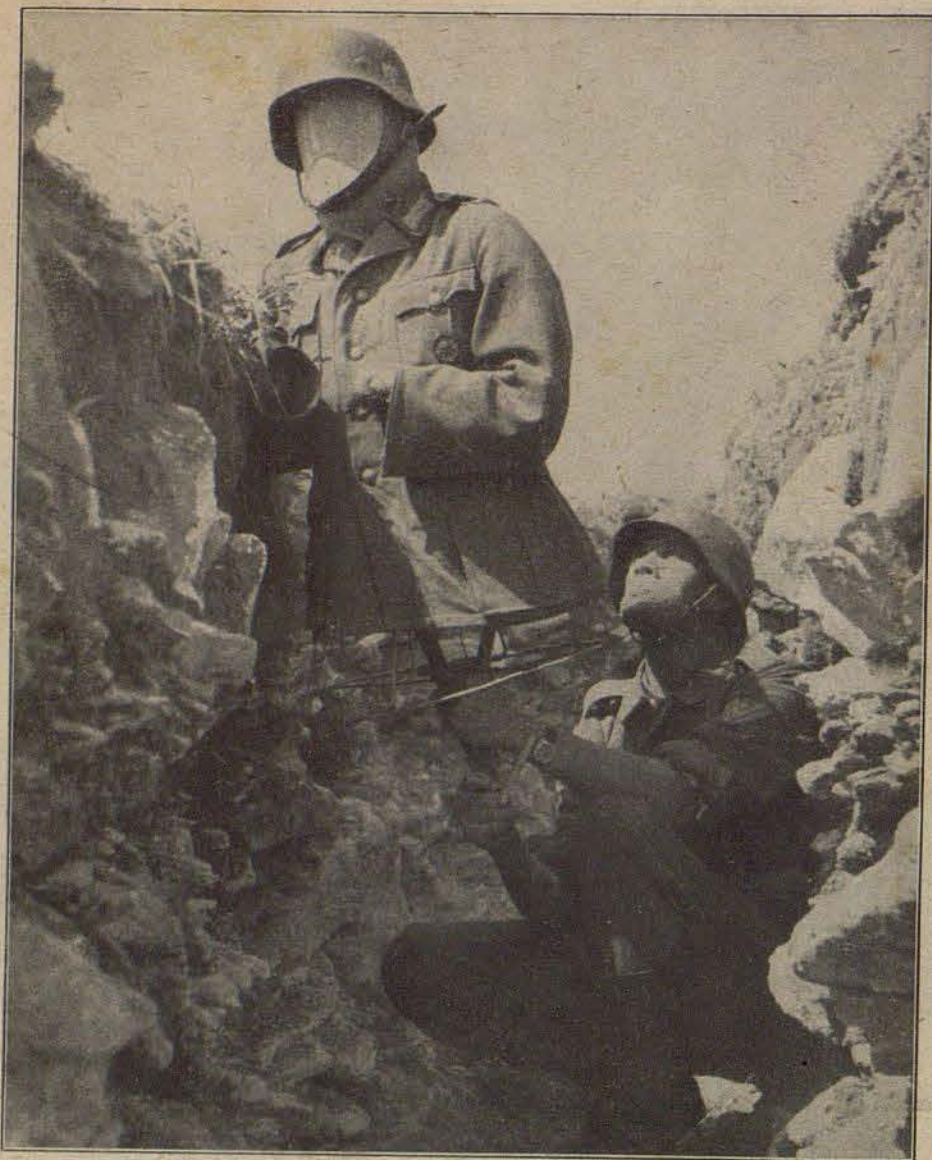
Ein Kampfstand entsteht.

Die fertigen Bunkerformen werden mit Beton gefüllt, der festgestampft wird. Täglich entstehen tausende solcher Widerstandsnester in dem großen Stellungssystem.

Kriegslist-Episode

auf einem Grabenkampf-Lehrfilm

Wo ist der feindliche Scharfschütze?



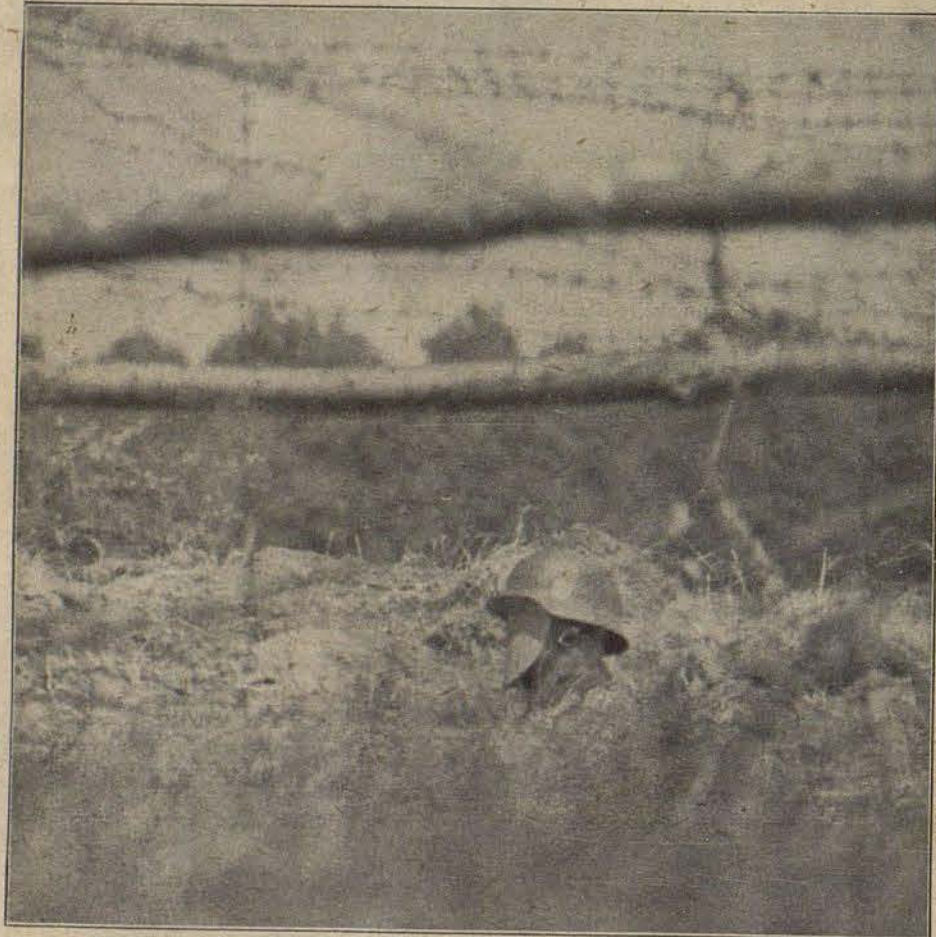
1. Die Puppe als „Köder“.

Seit Tagen treibt ein bolschewistischer Scharfschütze sein Unwesen vor der deutschen Stellung — er muß zur Strecke gebracht werden. Doch wo liegt er zurzeit? Man muß ihn zum Schießen verlocken, um das festzustellen. Die lebensgroße Puppe mit dem bemalten Pappgesicht wird den unsichtbaren Feind verleiten, sich eine Blöße zu geben.



3. Zur gleichen Zeit: Das Vorgelände unter Beobachtung.

Tarnmaske, Tarnhandschuhe, Gras und Laubwerk: Unmöglich für den Feind, die Beobachter, die rittlings über den Grabenrand gebeugt liegen, zu erkennen. Spiegelscherben, in Zweigen versteckt, kontrollieren das Niemandsland... Ein Schuß fällt, noch einer: Der „Köder“ hat gezogen!



2. Aus der Feindperspektive: Ein Wachtposten geht durch den Graben.

Der Bewegungsrhythmus der getragenen Puppe entspricht genau dem eines schreitenden Mannes. Gewiß wird der Feind mißtrauisch sein, doch das ist er ja immer — und dann dürfte er ja nie schießen.



4. Todessekunden für den Feind.

Unbewegt zielen die Mündungen deutscher Scharfschützengewehre auf die Stelle, wo der Gegner sich verbirgt. Gleich muß er seine Stellung wechseln! Jetzt...! Schüsse peitschen, ein Körper schnell hoch: Getroffen!